1. Juvenile literature, German

Innocentia.

Original-Erzählungen
und
Reise-Abenteuer.

Für junge Damen
von
Franz Rudolph Grossing.
Doctor der Philosophie.

Wien, 1827.
Bey Carl Ferdinand Beck.



Gedruckt bey Sollinger.

Der Hochgebornen

Gräfin Zoe von Grünne

ehrerbietigst gewidmet

von

dem Verfasser.

Vorwort.

Treue Bilder aus der Natur und dem Leben jungfräulichen Gemüthern darzustellen, ist der Zweck dieser Blätter. Der Schmuck eines glänzenderen Colorits, einer reichern Gruppirung, der Ausdruck heftiger und glühender Leidenschaft tritt hier vor der Rücksicht zurück, jene Zeichnungen zu vermeiden, welche die Phantasie in zu rege Bewegung setzen, und Gefühle erwecken, von denen der heitere Friede jugendlicher Unschuld gestört wird. — Denn er ist ja das köstlichste Kleinod der

Jungfrau, der reinste Leitstern für die Geschicke der Zukunft: ihn in seiner ungetrübten Klarheit zu bewahren, bleibt ein Hauptbestreben aller weiblichen Bildung. Sollen ihn die Gebilde der Phantasie entweihen! Sollen sie, den Musen und Grazien opfernd, die jede liebe Gabe der Erde zu einer himmlischen verschönern, nicht auch ihn verklären! Gewiß tragen sie in reichem Maße dazu bey, wenn sie die Empfänglichkeit des innern Sinnes, die Zartheit der Gefühle würdig entwickeln, den Geist wohlthätig üben, die Seele durch edle Gegenstände erheben. — Nur der Mißbrauch wirkt, wie in Allem, auch darin nachtheilig ein: nur eine ungeregelte Lectüre, eine zu frühe Beschäftigung mit den, wenn auch sonst trefflichen, doch zu blendenden Gemälden aufgeregter Leidenschaften erzeugt jene

geistige Unruhe, jene überspannte Empfindsamkeit, welche in Mißklang mit der wirklichen Welt setzt, und die von dieser dargebotenen Genüsse vergiftet.

Bey der Ausführung haben den Verfasser seine während eines zwanzigjährigen Unterrichts, auf Reisen und in mancherley Lebensverhältnissen gesammelten Erfahrungen geleitet: in den geschilderten Naturscenen hat er den lebendigen Eindruck, den eigne Anschauung auf ihn gemacht hat, sorgfältig wiederzugeben gesucht. Er hofft daher, daß auch ältere Freunde und Freundinnen der Jugend, daß Mütter und Erzieherinnen diese Blätter nicht unbefriedigt aus den Händen legen werden. Sollten sie, als ihrem Zwecke entsprechend, sich einer wohlwollenden Auf-

nahme erfreuen, so würde in dieser der Verfasser eine Aufforderung, sie fortzusetzen, erblicken.

Wien, den 4. October 1826.

Der Verfasser.

Der Sturm auf dem Genfer See.

Unter den Städten und Ortschaften, welche den Genfer-See auf der Schweizer Seite einfassen, hat Vevay eine besonders anziehende Lage. Es prangt zwar nicht wie die Hauptstadt des Pays de Vaud, Lausanne, welche stolz die ganze reiche Landschaft und den in Gestalt eines silbernen Halbmondes leuchtenden See überschaut; dagegen ladet es durch seine Abgeschiedenheit zu einem behaglichen Wohnorte des Friedens ein. Die Höhen des nahen Gebirges, Jorat *), steigen hier von ihrer nackten Spitze, dem Dent de Jaman, zu üppigen Rebenhügeln hinab, und wölben sich gegen einen Einbug des Sees zu, doch so, daß noch eine Fläche für mehrere Häuserreihen übrig bleibt. Diese, welche Vevay bilden, sind nicht in hohe Mauern eingeengt, sondern verschwi-

*) Jorat oder Jurassus nicht zu verwechseln mit dem Jura Gebirge zwischen der Schweiz und Frankreich.

stern sich mit Gärten und Wiesen; Schattengänge von Kastanienbäumen und Linden ziehen sich längs dem Ufer hin und gestatten eine weite Übersicht der spiegelklaren Wasserfläche, in welche die gegenüberstehenden schwarzen Felsenwände Savoyens schauerlich hineindunkeln; links hin reicht der Blick bis wo die Rhone sich in den See stürzt, und die Bergriesen des Walliserlandes ihre Häupter erheben; rechts erkennt man in der Entfernung von einigen Stunden den Hafen von Lausanne, Ouchy.

So ruht das niedliche Städtchen wie ein Kind in dem Schooße der schön geschmückten Natur. Schon Mancher hat hier eine willkommene Zufluchtsstätte aus dem Getümmel des Lebens gefunden.

Gegen den Anfang dieses Jahrhunderts hatte sich ein deutscher Edelmann, Herr von Felseck, aus den Rheinstaaten, welche damahls durch langwierige Kriege beunruhigt waren, in diesen lachenden Erdwinkel zurück gezogen, um unter Freunden, die seit längerer Zeit hier ansässig waren, das Spätjahr seines Lebens in Ruhe zu verbringen. Eine Gattin

mit vier hoffnungsvollen Kindern schuf um ihn einen heitern Familienkreis; seine Tochter, Clara, blühte in dem Reiz jungfräulicher Schönheit: zwey jüngere Söhne beschäftigten die väterliche Obhut und Leitung; ein älterer studierte auf einer deutschen Universität. Außerdem war eine Waise, Namens Gelinde, in das Haus aufgenommen: gleiches Alter und gleiche Neigungen knüpften sie an Clara, sie genoß auch gleicher Liebe und Sorgfalt.

Es war zur Zeit der Weinlese, als der ältere Sohn, Ferdinand, bey seinen Ältern und Geschwistern zum Besuche von der Universität eintraf.

Um dieses Fest allgemeinen Jubels in seiner ganzen Fülle zu genießen, veranstaltete man eine Fahrt den See hinab in die Gegend zwischen den Ortschaften Rolle und Nyon: die Landleute feyern es daselbst mit alterthümlichen Gebräuchen und seltsamen Umzügen, bey denen wie zu den Zeiten der Römer der lustige Weingott Bacchus mit seinem Gefolge dargestellt wird. Einige junge Mädchen und Jünglinge der Bekanntschaft wurden zur Theilnahme

an der Fahrt eingeladen. In der Frühe des bestimmten Tages füllte die junge Gesellschaft, von dem alten Herrn von Felseck begleitet, eine grosse Gondel. Unter den Glückwünschen der zurückbleibenden Mutter und Hausgenossen stieß sie ab, bald führten sie die Ruderschläge kräftiger Schiffer, und der frische Ostwind in die schäumenden Wellen der Mitte. Eben stieg die Sonnenscheibe in der reinsten Klarheit über den scharfen Umrissen der Gebirge empor, und entzündete tausend Sterne auf dem durchsichtigen Smaragd des Sees, aus dessen Tiefen das Blau des Himmels wiederstrahlte; wechselnder Farbenglanz schmückte die Einfassung der Ufer mit gelblichen Rebenhügeln, dunkelgrünen Gebüschen, schwarzen Felsen und den weißen Gebäuden der Landhäuser. Alles verkündete für den Tag die reichsten Genüsse: Frohsinn erfüllte die jungen Herzen, und ergoß sich in munteren Gesängen zu den Klängen der Guitarren. Nach einer Weile bemerkte Herr von Felseck: »Seht, wir können schon die nächsten Häuser von Ouchy unterscheiden; rückwärts von uns blickt nur noch die

alte Burg Chillon, deren feste Mauern von den Fluthen bespült, seit Jahrhunderten ihrem Andrang trotzen; jetzt nimmt sie als ein freundliches Bild im Morgenschein von uns Abschied; allein einst war sie der Aufenthalt des Jammers und der Gegenstand des Schreckens; man erzählt sich, wie in ihren Gefängnissen, die tief bis an den Seegrund hinabreichten, drey Brüder, jeder an einen Pfahl geschmiedet, ihres Glaubens wegen schmachten mußten." — Indem er hierauf diese schauerliche Begebenheit näher angab, so hatte die Gesellschaft einen engern Kreis geschlossen, und fuhr nun fort, sich mit Sagen aus der Vorzeit zu unterhalten. Jeder theilte aus seinem Vorrathe mit, was ihm zu Gebothe stand; auch Clara trug ein Mährchen vor. Selinde, neben ihrer Freundin sitzend, hörte diesem viel gespannter, als den frühern Erzählungen zu, so daß es Herr von Felseck's Aufmerksamkeit nicht entging, und er sich gedrungen fühlte, sie um die Ursache dieser größeren Theilnahme zu befragen. Selinde entgegnete: „Bey der Beschreibung, welche meine liebe

Clara eben von dem wunderbaren, in Rosenschimmer glänzenden Feenschlosse entwarf, stieg vor meiner Seele das Schloß auf, in welchem ich meine Kindheit verlebt habe; die Erinnerungen der Vergangenheit sind wie nach einem langen Schlummer plötzlich in mir erwacht, und treten mir neu und frisch entgegen."

Mit so zärtlicher Liebe auch Selinde in der Felseck'schen Familie behandelt wurde, so wußte doch niemand etwas Zusammenhängendes über ihre früheren Schicksale. Ihre Mutter, die sich Madame Valliers nannte, hatte sich vor einigen Jahren in der Gegend niedergelassen, aber still und eingeschränkt gelebt. Ein Zufall machte sie mit Frau von Felseck bekannt, und durch das Einnehmende ihres Betragens, so wie durch hohe Bildung, gewann sie deren volle Achtung: da sie aber über ihre sonstigen Lebensverhältnisse sorgfältig schwieg, so hatte es diese nie gewagt, in das Geheimniß ihres auffallenden Kummers mit voreiligem Bestreben zu dringen. Nur kurz vor ihrem Ende hatte Selindens Mutter mit

ungewöhnlicher Bewegung das Mitgefühl ihrer wohlthätigen Freundin für ihre nun bald ganz verlassene Tochter angesprochen: Frau von Felseck, von des Mädchens zartem Sinn und empfänglichem Gemüthe angezogen, gab bereitwillig ihre feyerliche Zusage; als sie aber noch weitere Aufklärung erwartete, war jene verschieden. Von Selinden selbst glaubte man, da sie nur Weniges äußerte, sie wisse nichts Genaueres. — Jeder war nun begierig, über sie etwas Bestimmteres zu erfahren, und Herr von Felseck benutzte diese Gelegenheit, sie zur Mittheilung aufzumuntern, da überdieß die Reihe des Erzählens an ihr war, und die Fahrt noch einige Stunden zu dauern hatte. Diesem theilnehmenden Verlangen entsprechend, begann Selinde nach einigen Entschuldigungen folgender Maßen:

„Die Namen der Örter, an denen ich meine Kindheit zubrachte, sind aus meinem Gedächtnisse verwischt, so lebhaft die Bilder selbst auch eingedrückt geblieben sind; dazu war meine Mutter in den letzten Jahren ihres Lebens so in stillen Gram

versunken, daß sie jene nicht nannte; die Eindrücke will ich, wie sie sich jetzt in mir erneuern, wieder geben. — Ich weiß, ich wohnte in einem großen Schlosse, weit von hier nach Sonnenuntergange zu, nahe an himmelhohen, schroffen Felsen. Die Bergebene, auf der es lag, war von diesen durch tiefe schwarze Klüfte geschieden, blickte aber auf der anderen Seite auf niedere Berge, die sich zu Wäldern und grünen Auen hinabsenkten. Rings um das Schloß führte ein Balkon, auf dem ich viel und gern war. Doch während ich das schauerliche Dunkel der Felsen scheuete und mied, labte ich mich an dem heiteren Tage, der ihnen gegenüber aufstrahlte. Über alle Maßen beschäftigte mich ein breiter Streifen, welcher in großer Ferne einen glänzenden Bogen zog, und in vielerley Farben abwechselnd spielte. Denn bald schien er so klar und weiß wie Silber, bald blau und grün, bald, und das des Abends und Morgens, purpurroth; ja, wenn der Himmel trübe und zornig herabsah, so zürnte er mit ihm, und legte eine graue schwärzliche Farbe an. Alles dieß

kam mir seltsam vor; auf meine Frage, was es bedeute, erfuhr ich, es sey das Meer, das sich theils zwischen die Länder dränge, theils in ungeheurer Ausdehnung die ganze Welt umfasse und auf seinem Rücken viele tausend Schiffe trage. O, wie sehnte ich mich, auf ihm getragen zu werden! — Am schönsten erschien es mir im purpurrothen Glanze, denn in diesem erwachte ich. Mein Schlafzimmer ging nach Morgen, und kaum erhob sich das glänzende Auge des Tages, so öffnete es auch meine Augen; ich freute mich dann, von Rosenschimmer umflossen zu liegen, ich schaute dem Wechsel der Farben zu, wie sie matter, bleicher wurden, und zerrannen. Noch ahnete ich nicht, wie mich dieses Spiel einst täuschen sollte. Eines Abends befanden wir uns wie gewöhnlich auf dem Balkone; meine Mutter war mit einer Arbeit beschäftigt, ich spielte zu ihren Füßen. Die Natur athmete leise nach der brennenden Hitze des Tages auf, ein zarter Duft schwamm von den Bergen nieder und wiegte die Gründe in Schlummer; am tief dunkeln Himmelsblau zündete sich ein Stern

nach dem andern an; durch das Schweigen tönte aus einem nahen Walde das abgemessene Läuten einer Klosterglocke. Da trat plötzlich mein Vater zu uns, den ich nur selten sah: noch steht seine lange, ehrfurchtgebiethende Gestalt vor mir, sein bräunliches Gesicht mit dem Ausdrucke feyerlichen Ernstes: allein seinen sonst strengen Blick milderte ein Schatten von Wehmuth, was meiner kindlichen Aufmerksamkeit nicht entging, denn andere Mal konnte ich ihm nicht lange in die Augen sehn. Er hob mich zärtlich auf und küßte mich, dann umarmte er meine Mutter und schied mit den Worten: „Lebt recht wohl.“ Auch dieser, über deren Wesen stets die Ruhe und Klarheit eines Engels schwebte, leuchtete eine Thräne in dem blauen Auge. Ich verstand von dem nichts, keine Besorgniß bewegte mich, als die, welche mich zu der Frage trieb: „Geht mein Vater wieder auf einige Tage von uns, um friedlichen Hirschen und sanften Rehen das Leben zu nehmen.“ — „Nein, liebe Gelinde,“ antwortete meine Mutter, „die Jagd ist jetzt nicht sein Geschäft, er geht zu den Menschen,

jenseits der hohen Gebirge, von denen du gestern einen gesehn hast; doch sage es niemanden, in kurzem ist er wieder bey uns." — Bey diesen Worten schlug sie ihre Augen zum Abendstern empor, der seine Strahlen durch den reinen Äther schoß, und sah sehnsüchtig in ihn, wie nach einer lichtern ihr verwandten Welt. Indeß holte mich meine Erzieherin in mein Schlafgemach ab.

Gelinde schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Das an den Tapeten meines Zimmers blinkende Roth weckte mich, aber es war nicht so glänzend wie sonst; als meine Augen auf das Fenster fielen, so war es mir, als wallten dunkle Rauchwolken, von Funken durchsprüht, empor, zugleich vernahm ich mehrere Stimmen verworren durcheinander. Beängstigt rief ich meiner Erzieherin zu, welche an der entgegengesetzten Wand des Zimmers noch ganz fest schlief. Betäubt sprang diese auf, auch ihre Blicke hefteten sich sogleich auf das Fenster; aber als sie es aufriß, schlugen schon die Feuerflammen, aus dem unteren Geschosse aufsteigend,

herein. Nun warf sie auf's eiligste um mich und sich die nothdürftige Bekleidung, hüllte mich in einen weiten Mantel, ergriff ein silbernes Crucifix, das stets neben ihrem Bette hing, und stürzte die Stiege hinab. Nur dicker Dampf quoll uns entgegen und hemmte uns den Athem; ohne Verletzung gelangten wir in den Hof. Ein gräßliches Getöse erfüllte dessen Raum: die Diener unsers Schlosses kämpften gegen Männer mit geschwärzten Gesichtern: mitten aus dem Getümmel hörte ich das Angstgeschrey meiner Mutter. Ich streckte die Hände unwillkührlich nach ihr aus, um sie zu erreichen: sie bemerkte mich bey dem Schimmer der nahen Flammen, sie strebte durch das Gedränge zu uns zu gelangen; vermochte aber nichts, als in den Ausruf auszubrechen: »Ich bin verloren, rette mein Kind, rettet euch zu meiner Schwester." Meine Erzieherin folgte in ihrem Schrecken diesen Worten als einem Befehle, und floh auf einem Pfade, der vom Schlosse den Berg hinabführte. Vergebens schrie ich, und wandte das Gesicht zurück: ich sah nur, wie die Flam=

men unbarmherzig meinen lieben Balkon ergriffen und um den hohen Schloßthurm sich schlangen. Der Wald, der uns aufnahm, barg mir auch diesen Anblick. Meine Erzieherin, des Weges kundig, schritt rastlos fort troz des Dunkels rings um uns, endlich, als der Morgen anbrach, und es lichter wurde, ruhte sie mit mir auf einem Rasenplatze aus. Da bemächtigte sich meiner die Müdigkeit, und was während deß mit mir geschah, dessen bin ich mir nicht bewußt. Ich habe nachher erfahren, daß meine Erzieherin durch den Beystand eines Pächters, der uns in seinem Wagen fortführte, sich und mich rettete. — Als ich wieder erwachte, befand ich mich auf einem Bette in einem kleinen, aber netten Zimmer, dessen weiße Wände wenige Zierrathen schmückten. Ein einfacher melodischer Gesang von zarten Stimmen ertönte aus der Ferne, über mich beugte sich eine weibliche Gestalt, in ein schwarzes Gewand gehüllt; kaum erblickte ich ihr Antlitz, so schlang ich meine Arme um sie, und rief: „Meine Mutter!" Doch bald ließ ich sie wieder sinken, denn als ich ihr in die Augen

schauete, waren sie nicht blau und mildbelebt, wie die meiner Mutter, auch ihre Wangen blässer und die Haare bleicher, wiewohl die Züge ganz ähnlich. Meine Erzieherin sprach mir Trost zu, indem sie die Dame meine Tante nannte, und sagte, daß sie mich wie meine Mutter liebe. Ich wollte mich aber keineswegs zufrieden geben, und verweigerte durchaus aufzusehen. Indeß richteten sich meine Blicke aus Gewohnheit nach dem Fenster. Welches Erstaunen ergriff mich, als draußen ganz nahe hohe Wasserberge auf- und niederwogten. Alles übrige vergessend, sprang ich auf, und als ich nun in dieser neuen Erscheinung das Meer erkannte, das bisher nur als ein Lichtstreifen mir zugewinkt hatte, sich aber jetzt in seiner ungeheuern Größe und Gewalt darstellte, so war ich fast außer mir. In der Fülle meines Entzückens verlangte ich zu ihm hinabzugehn; die Entfernung däuchte mir nicht so weit, als von hier bis Lausanne."

Eben waren unsere Schiffenden in die gerade Richtung der erhabenen Cathedrale dieser Stadt ge-

langt: von der hohen Terrasse derselben erspäht der aus dem Norden kommende Reisende zum ersten Male den schnee bedeckten Gipfel des höchsten Alpenberges, des Montblanc. Der See nimmt hier immer mehr an Breite zu, bis er tiefer hinab sich wieder verengert; amphitheatralisch erheben sich die Ufer allmählich von Ouchy, dem Hafen aus, gegen jene genannte Hauptkirche von Lausanne: überall schauen aus Weinbergen und Gärten stattliche Villen, der Aufenthalt vieler Fremden aus den entlegensten Ländern.

Nachdem man sich an der entzückenden Ansicht gelabt hatte, fuhr Selinde fort: „Meine Tante bedeutete mir, man dürfe sich nicht aus den Mauern unseres Wohnortes wegbegeben, und überdieß sey das Meer nicht so nahe, als es scheine. — Ihr werdet errathen, daß ich mich in einem Kloster befand. — Nun sättigte ich meine Augen an den grünlich blauen Wogen, die sich unablässig nach dem Ufer wälzten, und sich wechselsweise verschlangen: doch nur kurze Zeit zog dieß Schauspiel meine Gedanken

von meiner Mutter ab; mit verdoppelter Gewalt ergriff mich bald die Sehnsucht nach ihr. Zwar bestrebte sich meine Tante mich durch Liebkosungen zu erheitern, so wie meine Erzieherin durch Nachrichten von ihr zu beruhigen; nichts gab mir Ersatz, ich durchschaute die nichtigen Erfindungen, ich quälte mich über die entsetzliche Lage, in der ich sie zuletzt gesehen, und verfiel in eine unbeschreibliche Trauer. Jede Blume, jede Frucht des kleinen Gartens, der zwischen den Mauern lag, rief sie mir ins Gedächtniß, denn aus ihren Händen empfing ich sie am liebsten; jeder Blick auf die nahen Berge zog mich nach der geliebten Heimath meiner Spiele. Mit der Zeit fand ich nur in Einem Linderung für diese innere Unruhe; ich fing an, den andächtigen Gesängen beyzuwohnen, welche die ehrwürdigen Schwestern zu bestimmten Tagszeiten anstimmten; in den matt erleuchteten Hallen erfüllte mich ein wunderbarer Schauer, er hob mein Herz aus den Banden der Betrübniß; Verehrung des Unsichtbaren durchdrang mein ganzes Innere, und auf den Fittigen

feyerlicher Töne glaubte ich mich dem Himmel nahe. Von dem höchsten Zauber der Musik entzückt, begehrte ich in diese Kunst eingeweiht zu werden, und verwandte nun rastlosen Eifer auf die ersten mechanischen Übungen in derselben. Zugleich nahm ich an den übrigen Beschäftigungen der Klosterfrauen Antheil; ich lernte ihre einfachen Arbeiten, ich unterzog mich einer gleichen Strenge in der Lebensart und in den Diensten der Religion. So wurde ich, mir selbst unbewußt, eine kleine Nonne; denn von der übrigen Welt vernahm ich nichts und ich würde sie ganz vergessen haben, wenn ich nicht meine Mutter in ihr gewußt hätte. Ich sollte bald aus dem stillen Frieden in sie wieder versetzt werden."

„Eines Abends wurde spät an die eiserne Pforte des Klosters geklopft; meine Tante, die es vernahm, erschrak, und ich mit ihr, denn schon wußte ich, daß eine drohende Gefahr über unsern Häuptern schwebe, um deren Abwendung wir Gott flehentlich baten, und daß dieselben Ausbrüche des Volksaufruhrs, welche unser Schloß getroffen hatten, sich

mit Macht verbreiteten. Meine Bangigkeit verwandelte sich aber in Neugierde, als ich hörte, daß ein dürftiger Pilgrim ein Unterkommen suche; ich hatte so vieles Rührende von Pilgrimen aus Heiligengeschichten vernommen, daß ich voll Verlangen war, einem solchen in der Wirklichkeit zu begegnen. Da öffnete sich unsere Thüre und der Pilgrim mit seinem großen aufgeschlagenen Hute, dem weiten Mantel mit Muscheln auf dem Kragen, mit seinem Stabe in der Rechten, stand vor mir. Doch die fremde Verhüllung sank, und — ich lag in den Armen, an dem Busen meiner ersehnten Mutter. Erlaßt mir den Ausdruck meiner Freude bey unserer unerwarteten Wiedervereinigung, und erlaubt mir, die Geschichte meiner Mutter mit ihren eignen Worten vorzutragen:"

» „Als ich dich, theures Kind, aus den Flammen tragen sah, so war ich gleich bewegt von der Freude deiner Rettung, als von der Furcht des dir noch drohenden Unglücks: du warst der einzige Gedanke meiner Seele. Schon hatte ich mich durch die

Flammen, welche unsere grausamen Feinde in der nächtlichen Stille angezündet hatten, stürzen wollen, als ich von ihren mörderischen Händen ergriffen und fortgerissen wurde. Ich erblickte dich endlich, ich rief dir zu, meine Augen folgten dir, bis du mit deiner Erzieherin verschwandest; nun fielen sie auf mein eigenes großes Elend: meine bisher betäubten Ohren vernahmen nun die Schmähungen der rohen Bande, in deren Mitte ich mich befand. Einen Augenblick hatten unsere treuen Diener und Knechte diese überwältigt, da mehrere derselben sich zerstreuten; um in den Gemächern des Schlosses zu plündern; da drängte sich durch das Getümmel ein Mensch, der sich für einen Commissär ausgab, er wies einen Verhaftsbefehl vor, laut dessen mein Gemahl in Fesseln abgeführt werden solle, und im Falle, daß er entwichen sey, meine Person für ihn stehen müsse. Als ich mich gegen das Widerrechtliche des Verfahrens auflehnte, und den Schutz der Gesetze ansprach, die einen räuberischen Überfall in Mitternacht auch unter einem solchen Vorwande nicht gestatten könnten,

so erwiederte er mit Hitze: mein Gemahl sey geächtet, seine Habe dem allgemeinen Besten verfallen, und mich treffe nur die gerechte Strafe der Tyrannen. Wehrlos mußte ich nun die Willkühr über mich gebieten lassen; man brachte mich gebunden auf einen Bauerwagen und führte mich in die nächste Stadt. Hier wurde ich in einen tiefen Kerker geworfen, in den kein anderes Licht drang, als das sich durch eine obere Öffnung der Mauer stahl, und kein anderer Laut, als die Klagen der Unglücklichen ringsum. Trotz dem war es ein wünschenswerther Aufenthalt gegen die Erniedrigungen, die mich von neuem trafen. Menschen, deren Gesichter die Blutgier verzerrte, schleppten mich aus dem Gefängniß durch die Straßen der Stadt; ein wüthender Pöbel strömte zusammen unter dem wilden Ausrufe: Verrätherin des Vaterlandes, Tyrannin, erwürgt sie. Doch begnügte man sich mit Hohn und Schimpf, um mich zum Opfer einer langsameren Rache aufzusparen. Ich wurde vor ein Gericht gestellt, das aus Individuen der verschiedensten Stände, dem

Anschein nach, den verworfensten eines jeden, bestand. In einem mir kaum verständlichen Jargon klagte man mich an, Theil an der Verrätherey meines Gemahls, der gegen das Vaterland Bewaffnete sammle, genommen zu haben; man forderte mich auf, den Ort seines Aufenthaltes, seine Pläne, seine Mitschuldigen zu entdecken. Ich erklärte meine Unwissenheit in politischen Gegenständen; wie mir die jetzige Ordnung der Dinge in der Abgeschiedenheit unsers Schlosses fremd geblieben sey, wie mir nie mein Gemahl seine Absichten vertraut habe; vergebens: die Beredsamkeit der Wahrheit brach sich an den betäubten Ohren unwissender und längst entschiedener Richter; die Thränen einer unglücklichen Mutter, einer trostlosen Gattin, rührten nicht die Herzen von Tigern. Ihre Antwort war: Verurtheilung zum Tode. Ein Einziger unter ihnen, ein Greis, machte Einwürfe, doch das Lärmen aller Übrigen überstimmte ihn. So wurde ich in den Kerker zurückgeführt, mit der Aussicht auf das Mordbeil. Ruhig und gefaßt hätte ich dem letzten Schlage ent-

gegen gesehen, wenn nicht d e i n Schicksal, das meines Gatten meine Gedanken erfüllt hätten; so war ich zu fest an die Erde gewurzelt, um frey und leicht zum Himmel schweben zu können. In dieser qualvollen Lage, die mich in meiner, wie ich glaubte, letzten Nacht wach erhielt, sehnte ich mich nach dem Beystande eines Geistlichen; allein wie konnte dieser mir bey den Freveln zu Theil werden, die allen edeln und erhabenen Gefühlen Hohn sprachen.'""

„„Mitternacht war etwa vorüber, als auf einmal die Thüre meines Gefängnisses sich öffnete; ich erwartete meine Henker; als ich aber bey dem schwachen Kerzenlichte, das mir entgegen schimmerte, die Augen erhob, stand ein Greis vor mir in einen Mantel gehüllt. In den Zügen seines Antlitzes erkannte ich denjenigen der Richter, der seine Stimme zu meinen Gunsten erhoben hatte. „Fürchten Sie nicht," waren seine Worte, „vertrauen Sie einem Manne, der gerührt ist von Ihrem Elend, und überzeugt von Ihrer Unschuld. Folgen Sie mir jetzt getrost aus dieser Höhle des Jammers." — Be-

troffen von diesem edelmüthigen Antrage, äußerte ich ihm meinen Dank, erinnerte ihn aber auch schonend, welcher Gefahr er sein graues Haupt bloß gäbe, wenn er einer Unglücklichen, dem Tode Geweihten, Schutz ertheile. — „Beruhigen Sie sich," entgegnete er; „aus einer gewissen Scheu vor diesen grauen Haaren, deren sich auch der Bösewicht nicht erwehren kann, haben mich diese Menschen in ihren Rath gezogen, um ihren Schandthaten durch meine anerkannte Rechtlichkeit das Siegel aufzudrücken. Ich hoffte einige Zeit, dem Bösen Einhalt zu thun; allein das ist unmöglich; mit Abschen blicke ich auf die unwürdige Rolle, die man mich spielen läßt. Wir sind jetzt einer ausgelassenen Menge, dem Auswurf der Gesellschaft und überspannten Köpfen Preis gegeben; doch, glauben Sie mir, die Ansteckung des Lasters ist nicht allgemein; es gibt der Bessern noch Viele; ich habe einen solchen gefunden, der mir unter seinem Namen eine kleine Besitzung angekauft hat. Dorthin begeben wir uns; niemand wird uns daselbst suchen. Jetzt eilen Sie; die Ausgänge sind

durch meine Fürsorge gesichert.“ — Nun zögerte ich nicht mehr, zu folgen; die Wächter lagen in tiefen Schlaf versenkt; bald athmete ich die labende Luft der Freyheit. Von dem guten Alten war jede Vorbereitung zur Flucht bedachtsam getroffen; wir fuhren die ganze Nacht und kamen bey Anbruch des Tages bey einem im Walde gelegenen Forsthause an. Dieß wurde mir von meinem Wohlthäter als Wohnung eingeräumt; er selbst bezog eine nahe Meierey. Als er sich über meine Familie, die ihm nicht unbekannt war, und den Zusammenhang meiner Zufälle genugsam unterrichtet hatte, so bemühte er sich, Nachrichten über meinen Gemahl einzuziehen: die mannigfaltigen Verbindungen, in denen er stand, kamen darin ihm günstig zu Statten.“ “

Selinde hielt einige Zeit inne und als sie in den Augen ihrer Zuhörer die Aufforderung fortzufahren, las, begann sie wieder:

„Meine Mutter hatte dringende Gründe, über ihr Geschlecht und frühern Verhältnisse einen Schleyer zu verbreiten: so lange sie am Leben war, mochten

diese Gründe jede andere Rücksicht überwiegen; aber da sie nun in die seligen Räume versetzt ist, so darf ich wohl das mir Bekannte eröffnen. Bey den ersten Volksbewegungen nämlich, die damals die Ruhe unsers Vaterlandes — ihr wißt nun schon — Frankreichs erschütterten, hatte sich mein Vater mit mehreren gleichgesinnten Edelleuten vereinigt, um die gesetzmäßige Ordnung zu erhalten. Der plötzliche Ausbruch der Flammen der Empörung aber, und ihr rasches Umsichgreifen ließ ihnen keine andere Wahl, als in das nachbarliche spanische Gebieth überzugehn und sich hier zu sammeln, um in dem günstigen Momente dem Throne und Altare ihre Stütze anzubieten. Die allgemeine Meinung machte meinen Vater zum Stifter und Anführer des ganzen Vereins: die Revolutions-Männer häuften auf ihn um so größere Beschuldigungen, da er in seiner Jugend in spanischen Kriegsdiensten gewesen war, und auf diesem Boden Eigenthum besaß. Darum wurde die erste Zielscheibe ihrer Wuth der Sitz seiner Ahnen, sein aus grauer Vorzeit stehendes Erbschloß. Unwil-

lig, daß er selbst ihnen entgangen sey, bestimmten sie meine schuldlose Mutter zum Opfer ihrer Rachsucht. Sie theilte damals meiner Tante und mir Folgendes weiter mit:

»»Ich wurde vollkommen über die Sicherheit meines Gemahls beruhigt: ich vernahm, daß er gesund und das Beste hoffend, sich an der nahen Gränze aufhalte; doch an baldige Vereinigung mit ihm war nicht zu denken. Alle meine Wünsche richteten sich nun auf dich: ich erhielt Kunde, daß dich diese Wohnung religiösen Friedens schütze; allein mein Wohlthäter verhehlte mir nicht, daß der allgemeine Umsturz auch die Wohnplätze frommer Begeisterung und die Asyle der sich dem Gewühle des Lebens entziehenden Andächtigen bedrohe und mehrere Klöster schon verödet seyen. Dieß flößte mir neue Besorgnisse ein. Eine längere Trennung von dir ward mir zur Pein: so lange noch ein Mittel, zu dir zu gelangen, zu Gebote stand, durfte ich es nicht unbenutzt lassen. Dieß stellte ich dem guten Alten vor: er gab endlich, obgleich ungern, nach, und so legte ich die Tracht ei-

nes Pilgrims an. Dieses Gewand wird noch immer von den unverdorbenen Bewohnern der entlegenen Dörfer mit Verehrung beachtet. Zugleich gab mir mein Wohlthäter Empfehlungen an Landpfarrer. So vertraute ich mich dem Schutze des Allmächtigen an. Er hat mich auf einsamen Pfaden begleitet: ungefährdet bin ich zu Euch gekommen. Beseligt halte ich dich, theures Kind, in meinen Armen."

„Wie erfüllt von reiner heiterer Freude," setzte Getinde ihre eigne Erzählung fort, „ist nicht das kindliche Gemüth! Noch lebt in mir die Vorstellung von dem Gefühle, das mich an dem Busen meiner wieder gewonnenen Mutter durchdrang. Ich war nun wieder ganz glücklich: das Vergangene hatte sich in einen Traum aufgelöst."

„Hätte ich nur diese ungetrübte Heiterkeit über meine Mutter ausgießen können: aber vor ihrer Seele stellten sich schreckende Bilder der Zukunft. Das Kloster, das uns barg, verdankte nur sein Fortbestehn der abgeschiednen Lage und der einfach gottesfürchtigen Gesinnung seiner Umwohner. Die Nachrichten,

welche die frommen Schwestern über den Gang der Ereignisse ausführlich erhielten, umhüllte mit einem düstern Trauerschleyer ihre Gemüther: sie hörten schon den Schlag an ihre Pforte, der sie aus der friedlichen Stille harmonischen Zusammenlebens, in eine unbekannte Welt des Hasses und der Zwietracht hinausstieß. Welche Wechselfälle standen mit ihnen auch uns bevor."

„Jetzt waren wir der Küste nahe: zur See konnten wir Spanien leicht erreichen — wir waren übrigens, wie ich jetzt erfuhr, im Süden von Frankreich. — Der Zufall führte eben in einen nahen Hafen ein spanisches Fahrzeug. Meine Mutter davon benachrichtigt, wußte sich die zur Reise nöthigen Geldmittel zu verschaffen: meine Erzieherin empfahl sie unter Thränen der Obsorge meiner Tante bis auf glücklichere Zeiten an, und so sah ich mich bald mitten auf dem Elemente, das meine Phantasie stets so wundersam bewegt hatte. Welche übervolle Nahrung fand sie jetzt. Je weiter von uns die Ufer mit ihren nackten Höhen und grünen Thälern schwan-

den, je mehr staunte ich die unendliche Meeresfläche und das Gewölbe des Himmels an, beyde in eine große Masse vereinigt. Dagegen der enge Schiffsraum, auf den wir beschränkt waren, das Leben und die Thätigkeit, die auf ihm herrschten, die neuen Gestalten von Menschen — alles spannte meine Sinne und erschien mir in meiner kindlichen Unwissenheit als eine zauberische Anstalt, blos dazu da, um mich meinem Vater zuzuführen."

»Den zweyten Tag unserer Fahrt zerrannen aber schon diese anmuthigen Bilder. Der Himmel wurde trübe, das Meer dunkel, die Fahrt langsam: das Schiffsvolk gerieth in Unruhe. Meine Mutter ging mit mir besorgt in die Cajüte; bald darauf schwankte das Schiff auf gewaltigen Wogen auf und ab; und der fürchterlichste Sturm brach aus. Ich hörte den Donner der Wellen, die an die Balken schlugen, das Pfeifen der Winde in den Tauen, den Lärm der Matrosen: doch wirkliche Schrecknisse waren es für mich nicht, ich war ja in den Armen meiner Mutter und eine leichte Übelkeit ausgenommen.

welche die frommen Schwestern über den Gang der Ereignisse ausführlich erhielten, umhüllte mit einem düstern Trauerschleyer ihre Gemüther: sie hörten schon den Schlag an ihre Pforte, der sie aus der friedlichen Stille harmonischen Zusammenlebens, in eine unbekannte Welt des Hasses und der Zwietracht hinausstieß. Welche Wechselfälle standen mit ihnen auch uns bevor."

„Jetzt waren wir der Küste nahe: zur See konnten wir Spanien leicht erreichen — wir waren übrigens, wie ich jetzt erfuhr, im Süden von Frankreich. — Der Zufall führte eben in einen nahen Hafen ein spanisches Fahrzeug. Meine Mutter davon benachrichtigt, wußte sich die zur Reise nöthigen Geldmittel zu verschaffen: meine Erzieherin empfahl sie unter Thränen der Obsorge meiner Tante bis auf glücklichere Zeiten an, und so sah ich mich bald mitten auf dem Elemente, das meine Phantasie stets so wundersam bewegt hatte. Welche übervolle Nahrung fand sie jetzt. Je weiter von uns die Ufer mit ihren nackten Höhen und grünen Thälern schwan-

den, je mehr staunte ich die unendliche Meeresfläche und das Gewölbe des Himmels an, beyde in eine grosse Masse vereinigt. Dagegen der enge Schiffsraum, auf den wir beschränkt waren, das Leben und die Thätigkeit, die auf ihm herrschten, die neuen Gestalten von Menschen — alles spannte meine Sinne und erschien mir in meiner kindlichen Unwissenheit als eine zauberische Anstalt, blos dazu da, um mich meinem Vater zuzuführen."

»Den zweyten Tag unserer Fahrt zerrannen aber schon diese anmuthigen Bilder. Der Himmel wurde trübe, das Meer dunkel, die Fahrt langsam: das Schiffsvolk gerieth in Unruhe. Meine Mutter ging mit mir besorgt in die Cajüte; bald darauf schwankte das Schiff auf gewaltigen Wogen auf und ab; und der fürchterlichste Sturm brach aus. Ich hörte den Donner der Wellen, die an die Balken schlugen, das Pfeifen der Winde in den Tauen, den Lärm der Matrosen: doch wirkliche Schrecknisse waren es für mich nicht, ich war ja in den Armen meiner Mutter und eine leichte Übelkeit ausgenommen,

befanden wir uns Beyde wohl. Erst dann wurde ich ernster, als meine Mutter mir vorstellte, wie schnell sich jedes schöne Glück des Lebens in Unglück umwandle, wie trüglich jede Hoffnung sey, und wie statt der freudigen Zukunft, die uns zuwinkte, uns jeden Augenblick der Tod erwarte. Der Tod! für mich ein leerer Schall. — Sie betete hierauf mit mir: das Toben des Sturmes dauerte noch lange fort, endlich legte es sich und wir verließen wieder die dumpfige Cajüte. In welchem Zustande sah ich aber den oberen Theil des Schiffes wieder: den größten Mast zersplittert, die Segel zerrissen, die Taue verwirrt, die Breter mit Schmutz bedeckt. Dennoch benahm sich jeder, als sey er neu aufgelebt; denn die Gefahr hatte den äußersten Grad erreicht. Jetzt galt es nur, sobald als möglich, Land ins Gesicht zu bekommen; von der vorgesteckten Fahrt waren wir weit verschlagen und wir mußten uns zuletzt glücklich schätzen, in einem genuesischen Hafen beyzulegen."

„Meine Mutter sah sich nun mit mir von neuem allen Wechseln des Glücks bloß gegeben. In unserm

Vaterlande brach der Krieg in vollen Flammen aus: lange Zeit war alle Anstrengung fruchtlos, von meinem Vater Nachricht zu erhalten. Endlich kam ihr die bestimmte Versicherung zu, er sey in einem Gefechte gefallen und seine Besitzung in Spanien als erledigtes Lehn der Krone anheim gefallen. Unter diesen Umständen hielt es meine Mutter für das rathsamste, im Genuesischen zu verweilen, indem sie daselbst noch am ersten Mittel fand, von ihren Verwandten in Frankreich von Zeit zu Zeit Unterstützungen zu beziehen. Die Rückkehr war so gut als unmöglich, denn die Verfolgung kannte keine Gränzen. Meine Tante starb, wie wir später erfuhren, bald nach Aufhebung des Klosters: meine Erzieherin fand bey Gutdenkenden Schutz."

„Als die Heere der Republikaner auch Italien überschwemmten, so war meine Mutter gezwungen, einen fremden Namen anzunehmen, und, selbst dadurch nicht vor Gefahren geschützt, dieses Land zu verlassen. Dies waren für uns Zeiten großer Bedrängniß: oft konnten wir nur durch die Arbeit unserer

serer Hände das Leben fristen, bis wir nach manchen Irrfahrten auf eurem gesegneten Boden einen sichern Zufluchtsort fanden und euere Freundschaft unsere Leiden milderte. Meine Mutter hat, so viel ich weiß, einige Versuche gemacht, nach wiederhergestellter Ruhe in Frankreich zu ihrem Besitzthume zu gelangen: doch ohne Erfolg, sogar mit der Aussicht auf neue Gefahr: daher hat sie auch nicht ihren wahren Namen angenommen, sondern sich mit dieser Zurückgezogenheit begnügt. Nun theilt sie ein schöneres Loos, die Belohnung für ihre überstandenen Mühen, und ich erfreue mich des Schutzes meiner geliebten Pflegeältern: auf sie und die göttliche Vorsicht verlaß ich mich."

Mit diesen Worten umarmte Selinde ihre Freundin Clara. Herr von Felseck drückte ihr gerührt die Hand und alle bezeugten ihr ihr Wohlwollen.

Das Schiff steuerte jetzt Morges gegenüber, einem freundlichen, durch Handel belebten Städtchen: es war keiner von der jungen Gesellschaft, der nicht bald an diesem, bald an jenem Orte einige fröhli-

che Stunden verbracht hatte: nun rief man sich die genossenen Freuden zurück, man gedachte der kommenden: nach jener Zeit aufmerksamen Schweigens wurde Lachen und Scherzen wieder allgemein.

Nach einer Weile unterbrach es der eine Schiffer, indem er sich mit seiner zutraulichen Art, die in dem französischen patois des Volkes viel Naives hat, an Herrn von Felseck wandte: „Herr, es ist nicht geheuer, wir müssen die Segel einziehen, seht dort über dem Jura Gebirge die graue Wolke, die verkündet uns nichts Gutes. Doch wollen wir kräftig rudern, um noch Rolle zu erreichen." — Kaum waren die Segel eingezogen, so schlug der Wind schnell von Osten nach Westen über, und auf dem Jura, dessen breiter Bergrücken die Schweitz von Frankreich scheidet, thürmten sich immer häufigere Wolken auf.

Das Fahren aber auf den Schweitzer Seen ist bey einem Gewitter mit großer Gefahr verbunden, ja oft unmöglich: ein mäßiger Wind treibt schon die Wellen in die Höhe, so daß die stärksten Ruderer

das Schiff nicht vorwärts bringen können. — Auf dem Genfer See hebt der Sturm nicht selten Wasserhosen wirbelnd empor, die Alles mit sich reißen, was in ihren Weg kommt. Es ist daher kein Wunder, daß selbst Engländer, die den Ocean befahren haben, hier zittern. Es bleibt in solchen Fällen nichts übrig, als den nächsten Landungsplatz aufzusuchen.

Herr von Felseck, damit bekannt, rief daher den Schiffern zu: „Landet, wo ihr könnt: Rolle erreichen wir nicht mehr.“ Indeß war der ganze See in Bewegung gesetzt: die Wellen trieben immer höher, schäumten gegen den Kiel des Schiffes und spritzten selbst in dasselbe hinein. Die Mädchen von ihnen benetzt, wurden leichenblaß und auch die Jünglinge verloren den Muth. Da rief jener Schiffer: „Nehme einer der jungen Herrn noch dies Ruder zur Hand und steuern wir nach dem Savoyischen Ufer: die Schweizer Seite müssen wir aufgeben.“ Das war kein Wort des Trostes; Ferdinand, der stärkste, ergriff das Ruder und arbeitete kräftig. Die

übrigen jungen Leute schöpften das Wasser aus, das sich schon im innern Raume von den überschlagenden Wellen sammelte. Unter verdoppelten Anstrengungen war man so glücklich, in eine kleine Bucht unterhalb Evian am Savoyischen Ufer einzulaufen.

Die junge Gesellschaft raffte die Vorräthe, mit denen man sich versorgt hatte und die schon ziemlich durchnäßt waren, zusammen und war froh, den festen Boden, wie wohl den entgegengesetzten von dem gehofften, zu betreten. Aber man bedurfte auch eines Obdachs vor dem nahenden Gewitter.

Dem Herrn von Felseck war die Gegend nur oben hin bekannt: die Schiffer riethen ein tiefes Thal entlang zu gehen, wo man auf die Hütten von Ziegenhirten stoßen würde. Man gelangte wirklich zu zweyen: als man aber in die eine trat, so fand man die erste Abtheilung von zwey Familien, die andere von den schon eingetriebenen Ziegen besetzt; letzteren machten noch einige Kinder ihre Plätze streitig. Da bot sich wenig Aussicht zum Unterkommen. Herr von Felseck fragte daher den ältern Hirten, ob nicht in der zweyten

Unsere jungen Leute richteten sich bald ein und vergaßen darüber das Unwetter, welches das hohe Gebirge umlagerte und furchtbar tobte. — Man mußte sich gefaßt machen, hier zu übernachten. — Sie hatten zwar nur jenen Knecht und eine alte Magd zur Hülfe: aber jeder legte Hand an. Es wurde ein Kaminfeuer angezündet, um sich zu trocknen. Die geringen Vorräthe des Hauses wurden hervorgesucht, Betten und Matrazen herbeygeschafft, und da diese nicht zureichten, Heu und Stroh zusammengetragen. Selinde hatte unterdeß die Küche übernommen, in welchem Geschäfte sie eine gewisse Meisterschaft besaß. Nachdem einige große Tische zusammengestellt und gedeckt waren, so erwartete man nur sie; denn es war schon spät nach Mittag und die Eßlust durch die bestandenen Abenteuer in hohem Grade aufgeregt. Die ersehnte Küchenmeisterin erschien endlich: sie ordnete nur ein wenig ihren Anzug, um dann die beyden Herren, die neben an im Gespräche begriffen schienen, einzuladen. Das Wetter hatte für einige Augenblicke nachgelassen, es sendete eben im Scheiden noch ei-

nen heftigen Blitz, als sie die Thüre des Cabinets öffnete, dessen Fenster nach dem See gingen. Er erhellte ihre ganze Gestalt, wie sie eintrat und ihre Einladung machte. Der Eigenthümer des Hauses, der vorher in der zahlreichen Gesellschaft sie nicht bemerkt hatte, heftete, indem er von seinem Sitze sich erhob, seine Blicke auf sie: starr und unbeweglich blieb er stehen und war in ihr Anschauen verloren. Selinde, sechzehn Jahre alt, war schlank gewachsen und von zierlichem Baue; kastanienbraune Haare wallten in reichen Locken über den weissen Nacken; unter schöngebogenen Augenbraunen leuchteten blaue Augen mit sanftem Feuer; ihre sonst blassen Wangen überzog ein leises Roth; die klare offene Stirn, die etwas aufgeworfene Nase, das zartgewölbte Kinn gaben ihrem Gesichte den Ausdruck der unschuldigsten Munterkeit. Herr von Felseck fand sie selbst bey der magischen Beleuchtung schöner als sonst und schrieb daher das Erstaunen des Alten einer erwachten Jugenderinnerung zu: wie erschrack er aber, als der Alte auf seinen Sitz zurücksank, die

Falten seines langen Gesichts sich krampfhaft verzogen und er im höchsten Schmerze ausrief: Verlassen Sie mich, ich muß allein seyn. — Unbefangen näherte sich ihm Selinde und sprach schmeichelnd: Guter alter Herr, hat Sie vielleicht der Blitz geblendet; der Saal ist weniger licht, als dieses Cabinet: kommen Sie mit uns; ich habe mich schon darauf gefreut, mit Ihnen, dem Wirthe, die Wirthin zu machen. — „Gott," rief der Alte, „dieser Ton, der Accent meines Vaterlandes, — o es ist ein entsetzliches Trugbild, das die Ruhe meines Alters stört." — Selinde erschrak jetzt und trat zurück. — „Doch," hub der Alte wieder an, „wie heißt Ihre Mutter?" Selinde nannte den angenommenen Namen derselben mit dem Zusatze, daß sie nicht mehr lebe. — „Ja," fuhr der Alte etwas ruhiger fort; „es ist ein leeres Phantom, ein Spiel meiner Einbildungskraft: ich bitte Sie, mein Fräulein, haben Sie Nachsicht mit der Schwäche meines Alters, vergessen Sie diesen Ausbruch eines tiefen Kummers." — Damit faßte er ihre Hand; als er aber einen Ring berührte, den

sie trug, auf welchem ein halbes Herz glänzte, so betrachtete er ihn aufmerksam: sein Gesicht verklärte sich, hastig zog er einen ähnlichen von seiner Hand ab, hielt ihn gegen jenen und brach in die freudigen Worte aus: »Wäre es möglich! Hätte vielleicht das Meer nicht beyde verschlungen! Ich beschwöre Sie, mein Fräulein, wie ist dieser Ring an Ihre Hand gekommen?« — Selinde versetzte: „Er ist mir so theuer, so heilig, meine selige Mutter hat ihn mir kurz vor ihrem Tode an diesen Finger gesteckt.“ — Herr von Felseck trat jetzt dazwischen, er vereinigte die beyden Ringe, siehe! sie paßten genau in einander und bildeten ein ganzes Herz; dann wandte er sich an den Alten: »Verehren Sie hier eine göttliche Schickung! Welch herbes Ungemach Sie auch erlitten haben, entdecken Sie es mir, ich errathe es: hegen Sie keine unnützen, mißtrauischen Besorgnisse gegen meine redliche Gesinnung.“

Es kam nun zu gegenseitigen Mittheilungen, aus denen es immer klarer hervorging, daß sich Vater und Tochter wieder gefunden hatten. Herr von Felseck

konnte seine Thränen nicht zurückhalten, als der Alte mit einem unbeschreiblichen Entzücken Selinden umarmte — dann sie wieder anschauete und sagte: „Ganz so war meine geliebte Gattin in dem Glanze der Jugend! Ich besitze sie in dir, theure Tochter, wieder! Nach den Stürmen eines mühevollen Lebens lächelt mir in dir ein heiterer Abend."

Einen solchen heiteren Abend feyerte auch die umgebende Natur nach dem furchtbaren Gewitter. Von den dunkeln Höhen des Jura sandte eben die Sonne ihre letzten Strahlen über den langsamer wogenden See auf die perlenden Gräser des Thales und die thauenden Baumwipfel, und verherrlichte hier ein seltenes Fest der Wiedervereinigung, an dem die ganze junge Gesellschaft unter den herzlichsten Glückwünschen Theil nahm.

Nach einer Übereinkunft mit Herrn von Felseck erschien der Alte fortwährend unter dem bisherigen fremden Namen eines Herrn Erval, was die damaligen öffentlichen Verhältnisse nothwendig machten. In Betreff seiner seltsamen Schicksale war das Wesentliche Folgendes:

Sein wahrer Name war Baron von B. . . Er stammte aus einem adelichen Geschlechte, das seit alten Zeiten Besitzungen im südlichen Frankreich, in der Nähe der Pyrenäen hatte. Ererbte ritterliche Gesinnung, ein ernster Charakter, unerschrockener Muth hatten ihn von Jugend an zum Kriegswesen hingezogen: für die Freuden und Genüsse des Lebens war er wenig empfänglich: nur ein einziges Mal hatten die Reize eines weiblichen Wesens Eindruck auf ihn gemacht, und dieses Wesen wurde seine Gattin. Mit unwandelbarer Liebe hing er ihr an, so selten er es auch in Worten kund gab. Ihre Ehe war mit einem einzigen Kinde gesegnet: wiewohl der Gatte einen Sohn und Erben wünschte, so war ihm doch die Tochter, Selinde, schon darum werth, weil sie seiner Gattin so ähnlich sah. Kein holdes Band konnte ihn aber fesseln und zurückhalten, als es die Ehre des Adels, die Selbstständigkeit des Königs, die Erhaltung des Heiligsten galt. Wir wissen, welche Schritte er zu diesen edeln Zwecken that. Sein Eifer wurde gesteigert, als er die Zerstörung seines Schlosses und

das bedauernswerthe Loos seiner Familie vernahm. Diese Gräuel der Volkswuth hatte er sich nicht denken können! — Mit begeistertem Heldenmuthe, ja mit Erbitterung stürzte er sich in die Gefechte, zu denen es an der Gränze kam: aber eben jene verleitete ihn, mit einer kleinen Schar in das französische Gebiet zu weit vorzudringen: in einem Gebirgspasse wurde er von den Revolutionärs abgeschnitten; die Übermacht derselben war zu groß, trotz der verzweifeltsten Gegenwehr vermochte er nicht mit seinen Gefährten sich durchzuschlagen; Alle fielen unter den Schwertern ihrer Gegner: kein einziger entkam. Den zweyten Tag darauf führte der Weg einen Gebirgsbewohner über das Schlachtfeld, auf welchem die Todten unbeerdigt geblieben waren: er spürte noch Leben in dem Anführer, der sich durch Gestalt und Rüstung vor den übrigen auszeichnete; mitleidig trug er ihn in seine tief im Gebirge gelegene Hütte, verband seine Wunden und pflegte ihn. Erst nach einigen Wochen kehrte dem Kranken die Besinnung zurück, denn ein Hieb war tief in den Schedel ein-

gedrungen: noch langsamer war seine vollständige Genesung. Nur die stärkende Gebirgsluft und Sorgsamkeit seines edelmüthigen Landsmanns, der weit entfernt, Verrath zu üben, sein treuester Beschützer wurde, bewirkte sie. Als er sich endlich kräftig fühlte, kehrte er nach Spanien zurück: da man ihn aber hier todt glaubte, so hatte die Krone sein Eigenthum als Lehn eingezogen. Sein erstes Bestreben war darauf gerichtet, Nachrichten über seine Gattin und Tochter einzuziehen: er war auch so glücklich, einen ältern Brief von jener in die Hände zu bekommen, in welchem sie ihre Abfahrt aus einem französischen Hafen schrieb, und das Fahrzeug angab, auf dem sie in Barcellona einzulaufen gedachte. Auf den Flügeln der Sehnsucht eilt er in diese Stadt; niemand weiß hier von der Ankunft des Fahrzeugs: nun bereist er die ganze Küste Cataloniens und vernimmt zu seinem Schrecken, daß ein Fahrzeug, das ganz mit der Beschreibung übereintrifft, in der Nähe eines kleinen Vorgebirgs gescheitert und die ganze Mannschaft untergegangen ist. Wahrscheinlich hatte

jenes, auf welchem seine Gattin von dem Sturme in einen genuesischen Hafen verschlagen worden war, später seine Fahrt nach Spanien fortgesetzt und den Schlag, der ihm schon einmal gedroht, erlitten. Ein wüster Unmuth bemächtigt sich des Unglücklichen, der des Vaterlands, der Gattin, der Tochter, aller seiner Güter sich beraubt sieht. Sogar den Kampf muß er meiden, denn die empfangenen Wunden verhindern ihn an fernerm Kriegsdienste. Von quälender Unruhe getrieben, beschließt er Europa zu verlassen und nach dem spanischen Amerika überzugehn. Er begnügt sich mit einer Entschädigung an Geld, die ihm die Regierung für das eingezogene Besitzthum zutheilt und kommt glücklich in der Havanna an. Von da macht er einige Reisen auf dem Festlande; da ihm aber bey dem Wechsel der Begebenheiten hoffnungsvolle Nachrichten aus der alten Welt zukommen, überdieß seine innern Empfindungen ihm nirgends Ruhe erlauben, so schifft er sich auf einem englischen Schiffe nach Hamburg ein. Er wählt diese Stadt, weil um diese Zeit der rechtmäßige König,

Ludwig XVIII. zu Blankenburg am Harze sich aufhielt und gedenkt, demselben seine Dienste anzubieten. Kaum hat er aber das Ziel seiner Fahrt erreicht, so sieht er auch diesen Plan vereitelt; denn schon hatte sich der König nach Rußland begeben. Doch ehe das vergangene Jahrhundert sich seinem Ende neigte, schien es auch allen Drangsalen und Kriegen ein glückliches Ende setzen zu wollen. Die Waffen der Verbündeten waren in der ersten Hälfte des Jahres 1799 in Deutschland (hier besonders durch den Erzherzog Carl), der Schweiz und Italien vom Siege gekrönt: der französischen Republik drohte von allen Seiten der Einsturz. Dieß erfüllte den Baron von B... mit neuen Aussichten: er begab sich daher nach der Schweiz. Allein auch hier verfolgt das Kriegsglück, indem es sich gegen die allgemeine Sache treulos beweist, ihn auf eigne Weise. Er ist genöthigt, als er den Schweizer Boden betritt, einen fremden Namen anzunehmen, weil die Franzosen schon weiter vordringen und er in ihnen Verfolger zu fürchten hat. So kommt er an den Genfer See, er bringt in

die wenig besuchten Gebirgsschluchten seiner südlichen Ufer: er sieht ein bezauberndes Abbild seiner Heimath: die Gewohnheit, die freye Luft der Höhen einzuathmen, ein düsterer Hang zur Einsamkeit, auch wohl ein unverstandener Zug des Herzens bestimmen ihn, eine Hütte anzukaufen und sie in ein freundliches Landhaus umzuschaffen. Als ein schlichter Landmann arbeitet er hier einen Theil des Tages emsig in dem Garten und Weinberge, um die Gespenster des Kummers zu verscheuchen, ohne Ahnung, daß er einer lieben Gefährtin nahe ist, für die er seine Wohnung schmückt.

Denn diese wurde ihm nun in Selinden. Da ihr Vater seine stille Clause nicht verlassen wollte, so nahm sie unter Thränen des Dankes von dem Hause ihrer Pflegeältern und ihrer Freundin Klara Abschied, doch mit der Bitte, es ihr für die Zukunft offen zu erhalten. Durch ihre Seelengüte, die milde Freudigkeit ihres Wesens und die zarteste Theilnahme ebnete sie die tiefen Furchen auf des Vaters Stirne: sein ernstes Gemüth öffnete an der Gränze des Le-

bens sich ganz den sanften Genüssen häuslicher Zufriedenheit. Er erlebte zwar noch die Zeit, wo Frankreich eine festere Regierungsform, als es bis dahin gehabt hatte, erhielt; da er aber gegen sein Vaterland, obgleich zu einem edlen Zwecke, die Waffen geführt hatte, so war ihm die Rückkehr verboten, jedoch unverwehrt, sich seines adelichen Namens frey zu bekennen: die Befriedigung gestattete sein Alter nicht, den Triumph seiner Grundsätze, die Wiedereinsetzung seines Königs, die förmliche Anerkennung seiner Rechte zu sehen.

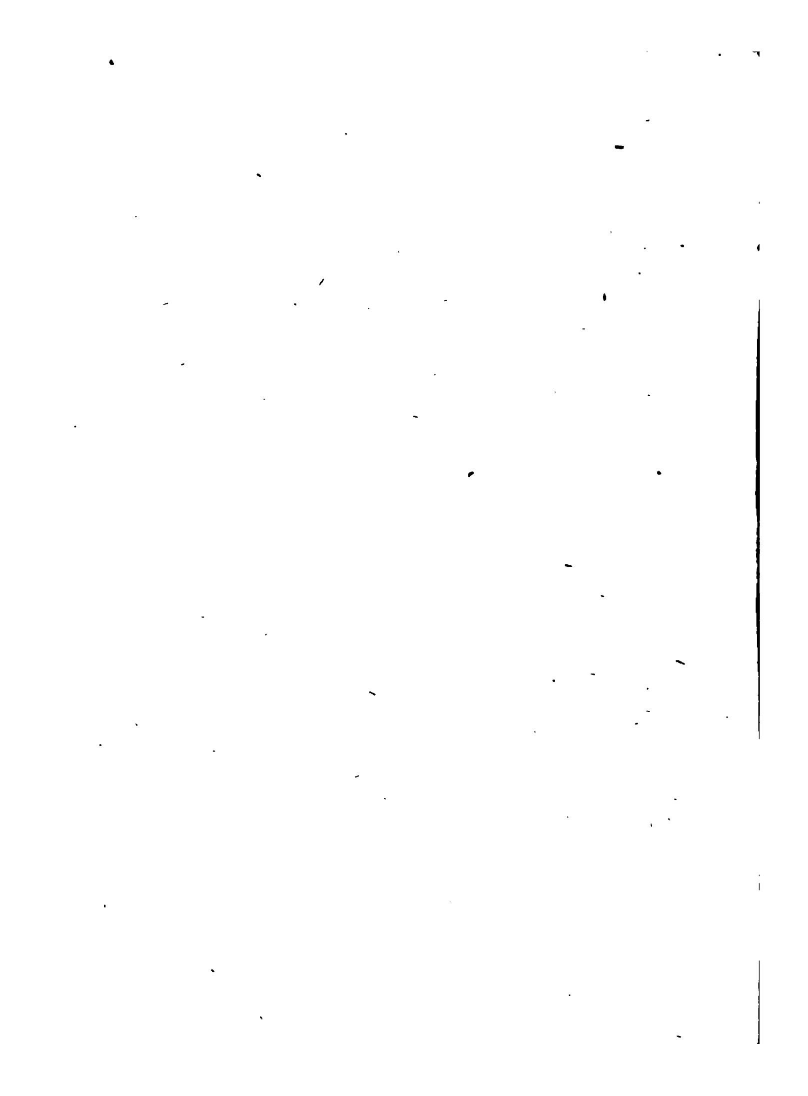
Nach einigen Jahren war Selinde wieder ein Glied der Felseck'schen Familie: wiewohl nun ihrer höheren Abkunft gewiß und mit einem nicht ganz geringen Erbtheile von ihrem verstorbenen Vater ausgestattet, bewies sie eine gleiche Bescheidenheit wie in ihrer frühern untergeordneten Lage.

Es kehrte das Fest der Weinlese wieder, auch dießmal sollte es eine schöne herrliche Bedeutung für Selinden haben. Denn es wurde das Fest ihrer Verlobung mit Ferdinand von Felseck. Eine frühe Rei-

gung hatte ihn zu dem kindlichen Mädchen hingezogen: sie entwickelte sich zu einer reinen Liebe für die edle Jungfrau und zur treuen Anhänglichkeit an die Gattin.

Die Liebenden bedurften zwar keiner weitern Zuthat des Glückes, da sie es in sich selbst und ihrer Thätigkeit fanden; doch zeigte es sich nur gerecht, als Selinde später in ihre angestammten Rechte und einen Theil ihrer Besitzungen mit dem Ahnenschlosse wieder eingesetzt wurde.

Der Überfall am Weihnachtsabende.



Freyherr von Fürstenthal stand am heiligen Weihnachtsabende mit seiner Tochter Kunigunde an einem der Fenster seines Schlosses, dessen breite Façade die ganze Gegend beherrschte, und schauete vergnüglich auf die im Mondscheine blinkende Landschaft. Nach einigen rauhen Wintertagen hatten mildere Sonnenstrahlen den Schnee von Auen und Feldern hinweggeküßt, und nur die fernern Waldhöhen umflossen noch schmale Streifen gleich eisgrauen Haaren. Aus dem Schooße der Gefilde wagten sich hier und da, der lastenden Decke entledigt, grünende Saaten hervor und heuchelten Frühlingsfarben gegen die kahlen starren Gipfel der Bäume: frisch und munter rieselten die Bäche von den sanft anstrebenden Hügeln nach dem Teiche, der seine Gewässer unfern des Schlosses bis an den Horizont kreis'te. Aus tausend Krystallen des glatten Spiegels leuchtete die volle Mondesscheibe, welche an dem unbewölkten

Himmel emporstieg. Kunigunde, über deren schönes Antlitz sie einen magischen Schimmer ergoß, labte sich still an dem Anblicke, als der Vater anhub.

„Es wird ein fröhliches Weihnachtsfest geben; die Natur selbst scheint neugeboren, um die Geburt des Herrn zu feyern."

„„Und doch war es für mich wenigstens fröhlicher,"" erwiederte Kunigunde, „„wann von Schnee und Eis Alles starrte. Als ich und mein Bruder uns noch an kindlichen Spielen ergötzten, wie sehnlich erwarteten wir damahls diesen Abend. Die letzten Tage vor ihm schlichen uns wie mit centnerschweren Fesseln belegt, während unsere Wünsche mit leichten Flügeln vorauseilten. Wir dachten an nichts, als an alle die prächtigen Geschenke, die unser warteten: mit unruhiger Geschäftigkeit übten wir unsern Scharfsinn zu errathen, was uns geheimnißvoll verborgen wurde. Endlich erschien der Tag: schon trafen nach einander aus der Nachbarschaft unsere Tanten, Cousinen und Vettern ein, die Einen, um noch einzelne Gaben hinzuzufügen, die Andern um unsere Freude

oder die Bescheerung zu theilen. Das Hoffnungs-zimmer, wie wir es nannten, füllte sich immer mehr: mit dem Glockenschlage sechs öffneten sich die Flügelthüren, für uns die Pforten des Paradieses; denn so erschien uns plötzlich der erleuchtete Salon mit seinen flimmernden Christbäumen, künstlichen Blumen und Tische und Wände schmückenden Zierrathen. Einen Augenblick standen wir wie bezaubert und getraueten uns nicht den wunderbaren Gegenständen näher zu treten, gleichsam als verschwänden sie bey der Berührung. Der Muth der raschern Knaben brach endlich die Bande des Erstaunens: jeder eilte nun, das aufzusuchen, was ihm beschieden war und gewöhnlich durch ein Sinnbild oder bedeutsames Zeichen sich kund gab. Manche Täuschung lief nun unter: nicht selten ergriff einer das Fremde, Unpassende und gab sich dem Gelächter der übrigen preis. Ich erinnere mich noch, wie mein Bruder mit der größten Hast sich einst einer blanken Rüstung bemächtigte, aber als er sie anlegte, so sank der Helm auf den Panzer herab. Rudolph verschwand ganz in dem

hohlen Stahle und glich einem zusammengeschrumpften Ritter oder einer Siegstrophäe aus alter Zeit. Das Geschenk war nämlich einem ältern und größern Vetter zugedacht.""

„Nun seine jetzige Rüstung," fiel der Vater ein, „wird ihm schon passen: ich möchte wohl den jungen Rittmeister im glänzenden Küraß an der Spitze seiner Schwadron einhertraben sehn."

„„Aber die Husarenuniform,"" unterbrach Kunigunde, „stand ihm doch gar schön, ich hätte ihn beynahe nicht erkannt, als er uns bey seinem Durchmarsche besuchte: wie hob nicht das knapp anliegende reichgestickte Wams seine hohe schlanke Gestalt!""

„Zum Husaren war er fast schon zu groß," sagte der Vater, daher ist es besser, daß ihn der König zu den Kürassieren versetzt hat. Sein Freund, der Lieutenant von Schwarzenstein, eignete sich mehr zu dieser leichten Truppengattung, mit seinem kleinern gedrungenen Körperbau."

Kunigunde senkte die seidnen Wimpern über die dunkeln Augen, die während des Gesprächs ein

mildes Feuer beseelt hatte: mit leiserer Stimme begann sie dann:

„„Sein schnelles Avancement, das uns kürzlich so überraschte, hat für mich, die liebende Schwester, etwas Beunruhigendes. Ich kenne Rudolphs Kühnheit, die an Verwegenheit grenzt.““

„Das macht eben den Helden, liebe Kunigunde: ich sehe darin mit dem Gefühle des Stolzes meinen Sohn: nur so hat er sich in seinem ein und zwanzigsten Jahre zum Rittmeister emporschwingen können.“

„„Dieses unerwartete Fortschreiten auf der Bahn der Ehre,““ entgegnete Kunigunde, „„wird seine Liebe zum Ruhme in volle Flammen setzen: wie sein Roß über alle Schranken setzt, so ungezügelt wird auch sein kühner Geist vordringen: im Getümmel des Kriegs entgeht er den besorglich folgenden Blicken.““

„Es ist ein ernster Kampf,“ versetzte der Vater, „denn es gilt die Selbstständigkeit unsers Vaterlandes. Tausende zerreißen theure Familienbande und eilen willig zu den Fahnen! die zahlreichen Opfer, welche gebracht werden, berechtigen zu den schönsten

Hoffnungen; laß uns daher nicht Gedanken zu viel Raum geben, welche jetzt voreilig, ja unstatthaft sind."

Mit diesen Worten zog sich der Freyherr vom Fenster zurück und indem er sich niederließ, ersuchte er Kunigunden, ihm etwas vorzulesen.

Diese griff nach einem neuen Buche, das sie eben zum Geschenk erhalten hatte und wählte nach kurzer Ansicht des Eingangs etwas Launiges und Scherzhaftes, um ihren Vater zu zerstreuen. Es weckte auch ihren natürlichen Frohsinn wieder: sie überließ sich ihm mit aller muntern Offenheit und jungfräulichen Anmuth: sie hob so naiv und schalkhaft das Lustige heraus, daß des Vaters Ernst sich zum Lachen neigte. Bey weiterm Fortgange nahm die Erzählung allmählich einen andern Ton an. Sie schien einem Walde vergleichbar, den blumige Wiesen umgeben: an seinem Saume gehen sie noch eine Strecke hinein, die Bäume stehen einzeln und licht, Gebüsche wechseln mit Rasenplätzen: lustig spielen die Sonnenstrahlen durch das Gezweig. Aber je tiefer

man eindringt, je höher streben die Bäume empor, je mehr verdichten sich die laubigen Äste: die breiten Pfade werden schmal, verwachsen, und bald verdecken riesige Tannen und Fichten, eine an die andere gereiht, Himmel und Sonnenlicht: Alles umfließt ein schauerliches Helldunkel. So wurde auch die Erzählung ernster, düsterer und schauerlicher. Kunigunde wechselte ihren Vortrag mit gewandter Sicherheit nach dem Gegenstande; die wohltönende Stimme klang tiefer und abgemessener: auf ihrem Gesichte mahlte sich das Schreckhafte: die schwarzen Augen leuchteten in stärkerm Glanze, die leicht gerötheten Wangen überzog zarte Bläße: ihr ganzes Wesen verrieth eine gewisse Spannung. Gewohnheit, sich in das Gelesene ganz zu versenken, tiefe Empfindung, warme Theilnahme schienen Anfangs die Ursachen zu seyn. Mit einem Mahle rief der aufmerksame Vater aus: „Was ist dir, es kommt ja heraus, als läsest du eine dir selbst widerfahrne Begebenheit.“

Dieser Ausspruch bezeichnete am treffendsten das Leidenschaftliche ihres Vortrags.

„„Es ist die seltsame wunderbare Verwicklung, welche mich mit sich fortreißt,““ sagte stockend Kunigunde — „„doch,““ setzte sie hinzu, „„du hast Recht, ich muß es dir nur gestehen, es ist mir etwas Ähnliches begegnet, was mir jetzt leibhaftig entgegen tritt. Du wirst aber meiner spotten, wenn ich dir sage, nicht in der Wirklichkeit: nenne mich nur eine Thörin, denn es ist ein Traum, den ich vor Kurzem gehabt habe. Er beschäftigt mich aber jetzt so, daß ich nicht anders kann, als ihn dir entdecken.““

Kunigunde hielt eine Weile inne: in dem Schweigen des Vaters seine Zustimmung lesend, fing sie an:

„„Ich fühlte mich im Schlafe in die lieblichen Tage meiner Kindheit versetzt — diese schönen Tage, welche mir der heutige so vergegenwärtigt; allein ich war nicht Kind in Alter und Gestalt, ich war erwachsen und groß, wie jetzt; dagegen in meinem Innern ungemein kindlich und so überschwenglich lustig, wie ich es in dem Grade seit dem Tode meiner theuern Mutter nie gewesen bin. Ich spielte und

hüpfte herum in einem reizenden Garten voll farbenreicher Blumenbeete, Gebüsche und Rasenplätze: überall lachte mich der freundlichste Wechsel an, doch sonst kein anderes Wesen: ich war ganz allein. Lange tummelte ich mich durch die verschlungenen Gänge, ein dichteres Gehege versperrte mir endlich den Weg: aber die Lust trieb mich: mit Mühe wand ich mich durch, siehe! da blendete eine nicht zu beschreibende Ansicht meine Augen. Ich stand dicht am Rande eines klaren Wasserbeckens: durchsichtig wie der reinste Diamant sandte es die saftgrünen Pflanzen des Bodens zur Oberfläche: einige ihrer weissen und blauen Blüthen ragten hoch heraus: tausend Goldfischchen schlüpften gleich glühenden Pfeilen hindurch: an beyden Seiten führten Pelargonien und Cactus in natürlicher Abstufung zu Oleandern, Granat- und Tulpenbäumen und schlangen zwey Halbkränze um den Wasserspiegel, der sie verschönert zurückstrahlte. Auch meine eigene Gestalt hielt er mir entgegen. Über mein Abbild hinweg fielen meine Blicke auf das jenseitige Ufer. Da steht ein schwarzer Fels, schroff

emporsteigend: an seinen Fuß lehnen sich zwey voll-
blühende rothe Rosen. eine lange schneeweiße Gestalt
beugt sich über sie: sie erhebt sich: mit lautem Schrey
breite ich die Arme aus, denn ich erkenne deutlich die
Züge meiner Mutter, nur zarter, verklärter, ätheri-
scher. Ein sehnsüchtiges Verlangen erfüllt mich, zu
ihr hinüber zu eilen: trotz aller Anstrengung komme
ich nicht von der Stelle, ich bin wie an den Boden
gewurzelt: dabey überläuft mich ein frostiger Schauer,
als erstarrte mir das Blut in den Adern. Die Ge-
stalt jenseits hatte ihr Haupt wieder gebeugt auf die
eine Rose, welche zu welken begann: schon war es,
als wolle das Wasser ihre reichen Blätter an sich
reißen: die andere blüht um so voller, üppiger, rö-
ther und der Glanz ihrer Farben sticht auffal-
lend ab gegen die immer bleichere der welkenden. Die
mir liebe Gestalt naht sich dieser immer mehr, wie
bemüht, sie vor der Auflösung zu bewahren: indem
kracht der Fels, er donnert in das Wasser hinein, ge-
waltig schwillt es an, schon netzen die Fluthen meine
Füße; ich rufe nach meiner Mutter; sie entschwebt

mit der welken Rose an ihrem Busen in die blauen Lüfte: zu gleicher Zeit erwache ich.""

Der Erzählenden waren die dunkelbraunen Locken, welche in Fülle den blendenden Nacken umwallten, über die Stirne gerollt: dazwischen hielt sie die Finger wie Lilienstengel vor das Antlitz, den schwermuthsvollen Blick verdeckend. Einige Minuten tiefer Stille vergingen, dann rief der Vater aus:

»Das sind nichtige Bilder, die vor der aufgehenden Sonne, wie Nebel, verschwinden müssen. Im Schlafe hat sich dir die Vorstellung erneuert, wie wir den letzten Winter vor dem Tode deiner Mutter in der Hauptstadt waren, und dort vorzüglich die prächtigen Treibhäuser bewunderten. Du warst ja damals außer dir vor Freude, aus dem Schnee so unvermuthet unter lauter Blumen und südliche Pflanzen, zu treten. Auch war die ganze Einrichtung trefflich, man war auf einmal aus Norwegen nach Italien versetzt. In den breiten Hallen konnte man sich angenehm ergehen, oder in dem mittlern Saal behaglich seinen Kaffeh schlürfen, wie es Mehrere thaten.

Die Temperatur war nicht so drückend, wie gewöhnlich in solchen Räumen, sondern der Dichter fand hier wirklich milde Düfte und Lüfte."

Kunigunde blieb in Schweigen versunken, während der Vater noch Anderes, was bey dem Aufenthalte in der Hauptstadt ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erwähnte. Plötzlich erhob sich das Fräulein mit dem Ausrufe: „Gott, ich höre Kanonendonner."

Der Freyherr horchte auf: auch er vernahm ein dumpfes Tosen, doch ohne Unruhe zu zeigen, äußerte er gegen seine Tochter: „Deine so lebhafte Phantasie ist einmal aufgeregt; wahrscheinlich ist ein Gewitter im Anzuge, das sich bey der ungewöhnlich warmen Luft gebildet hat, wie es wohl in unserm nördlichen Klima um diese Zeit öfters geschieht."

Das Dröhnen wurde unterdeß stärker, ja einzelne Knalle, wie von Flintenschüssen ließen sich unterscheiden. Fürstenthal, sonst gleichmüthig, was schon sein vorgerücktes Alter mit sich brachte, stand jetzt mit Heftigkeit auf; seine Stirne faltete sich nach den bu-

schigen Augenbraunen hinab: Schritt und Gang nahm das Feste, Gebieterische des Herrn, das Entschlossene des ehemaligen Kriegers an. Mit den Worten: „Verweile hier," wandte er sich nach einer Seitenthüre, die zu dem rechten Flügel des Schlosses führte; von diesem hatte man den Überblick auf die beyden Häuserreihen des anstoßenden Dorfes, und auf eine große Strecke der Landstraße.

Um Kunigundens Erschrecken, des Freyherrn anfängliche Unbesorgniß und seine dann plötzlich so heftige Bewegung ganz zu begreifen, müssen wir uns in die damaligen Zeitverhältnisse versetzen und über eine halbe Generation von unserer Zeit zurücksteigen.

Die Franzosen hatten durch den außerordentlichen Sieg bey Jena, den 14. October des Jahres 1806, die beynahe gänzliche Auflösung des preußischen Heeres bewirkt, und sich den Weg in das Herz des Landes geöffnet. Ihre Massen überströmten, gleich angeschwollnen Waldströmen nach einem Donnerwetter, unaufhaltsam die Provinzen, über welche ein langer Friede Glück und Wohlstand verbreitet hatte: die

Hauptstadt, Berlin, sah betroffen die feindlichen Truppen in ihren Mauern, als sie eben freundliche erwartete. Jeder Tag brachte die Nachricht eines neuen Unglücksfalls, ja die Menge unerhörter Ereignisse eilte der Zahl der Tage voran. Festungen und Ströme, bis dahin Bollwerke des Reichs, boten keine Hindernisse mehr: unfruchtbare Heiden, dichte Wälder, tiefsandige ungeebnete Fahrstraßen vermochten nicht, den Marsch der Vordringenden aufzuhalten. So standen die Überwinder am Ende des Jahres zu ihrem eignen Erstaunen an der Weichsel, deren Namen den Meisten von ihnen fast nur aus Mährchen bekannt war. Hinter diesem Flusse hatte sich in Alt-Preußen eine Schar Getreuer unter ihrem König gesammelt, entschlossen, mit ihren Leibern jeden Fußbreit des alten Stammlandes zu decken, während die Bundesgenossen, die Russen, zur Unterstützung anrückten. Die Zahl jener muthigen Krieger mehrte sich mit jedem Tage: nicht wenige schlichen sich mitten durch die feindlichen Lager mit Lebensgefahr. Bey diesem frischen Heere war Rudolph

von Fürstenthal. Diese Familie, in Ost-Preußen einheimisch, hatte viele Geschlechtsalter hindurch dem Vaterlande tapfere Vertheidiger gestellt. Der Vater verließ in vorgerücktem Alter als Oberst den Dienst. Nach dem Beyspiele desselben trat der Sohn in die Cavallerie, und war Husarenlieutenant, als der Krieg ausbrach. Sein Regiment, an der entgegengesetzten Gränze stehend, hatte die unglücklichen Ereignisse bey seinem Anfange nicht getheilt, und erst später, als es herangezogen wurde, Gelegenheit gehabt, sich mit den Feinden in ihrem weitern Vorrücken zu messen. Bey diesen einzelnen Gefechten machte sich Fürstenthal durch kühne, gewandte Angriffe bemerklich. Bald darauf erhielt er den Auftrag, rückwärtsstehende Depots heranzuziehen: der Marsch führte durch seine Heimath. Er begrüßte das väterliche Haus, seitdem er diente, zum ersten Male wieder. Das Zusammentreffen der theuern Angehörigen war um so freudenreicher, je unvermutheter es die Umstände herbeyführten, und je ergreifender sich die Ereignisse drängten. Eine höhere Stimmung hatte sich allgemein

verbreitet: man drückte den Sohn, den Bruder fester an das Herz, denn wer wußte ob es nicht zum letzten Male geschah. Ein Zeuge dieses rührenden Entzückens war der Lieutenant von Schwarzenstein, der Kriegsgefährte Fürstenthals, den das frühere Gespräch erwähnte. Der offene Biedersinn des alten Freyherrn, die mit Geist gepaarte liebenswürdige Munterkeit der Tochter, der gegenseitige Austausch der innigsten Gefühle, ergriff Schwarzenstein's Gemüth um so mehr, da er seit seiner Kindheit allein stand. Seiner Ältern war er früh beraubt worden, Geschwister hatte er nie gehabt, desto empfänglicher schlug sein Herz für Freundschaft. Er selbst gewann durch ein festes, sicheres Auftreten, eine ruhige, besonnene Haltung und gebildeten Verstand des Freyherrn Vertrauen. Dieser kannte die Verwegenheit seines Sohnes, der in mancher doch unanstößigen Beziehung ein Wildfang zu nennen war; er sah, daß der an Jahren ältere und mehr erfahrne Schwarzenstein etwas über ihn vermochte; daher schien ihm die Nähe eines solchen Freundes sehr erwünscht, um

jenes heftige Hitze zu dämpfen. Auch Kunigunde unterhielt sich gern mit dem interessanten Manne, der mit einem einnehmenden Wesen eine gewandte Beredsamkeit über verschiedene Gegenstände des Wissens verband. Der beyden Freunde Bestimmung sollte sie aber bald getrennte Wege führen.

Der junge Fürstenthal hatte den ihm ertheilten Auftrag zur größten Zufriedenheit seiner Obern ausgeführt: auch abgesehen von der Begünstigung, deren er sich wegen seiner edeln Geburt und der Verdienste seiner Familie zu erfreuen hatte, sprachen für ihn seine treffliche kriegerische Haltung, die schöne blühende, kräftige Gestalt, sein bis dahin bewiesenes Geschick. So wurde ihm die ehrende Auszeichnung zu Theil, daß er dem Monarchen vorgestellt wurde: dieser, militärisches Verdienst in vollem Maße würdigend, ernannte ihn troß seiner Jugend zum Rittmeister in einem eben neu errichteten Kürassier-Regimente. Schwarzenstein dagegen blieb auf seinem Posten, und beyde Freunde wurden auf diese Weise getrennt.

Während deß waren die Opfer einer allgemeinen Begeisterung nicht fruchtlos gewesen: man gewann mehrere Vortheile über die Feinde, welche das rauhe Klima und die von Flüssen und Seen durchschnittene Gegend überdieß verhinderte, alle ihre Massen zu vereinigen. Das Heer des Vaterlandes hatte sich vorwärts bewegt: das Fürstenthal'sche Schloß lag in dessen Rücken und vom Kriegsschauplatze entfernt. Unbesorgt überließ man sich hier den Genüssen des Friedens und begrüßte das Weihnachtsfest mit der gewohnten freudigen Stimmung.

Der alte Freyherr kehrte von der andern Seite des Schlosses zurück: er eilte aber mit einem Ungestüm auf seine Tochter zu, daß diese leichenblaß wurde. „Kunigunde," rief er ihr zu, doch mit zuversichtlichem Tone, „begib dich in dein hinterstes Cabinet: habe übrigens keine Angst; die Gefahr ist nicht von Belang; allein die Leute muß ich zusammen rufen und daher in den Hof gehen."

Das Fräulein stürzte bey diesen Worten fast bewußtlos auf ihren Vater, hing sich an seinen Hals,

nach: „Verlaß mich nicht, Vater, lieber folge ich dir," wiederholte sie einmal über das andere. In ihn aber war die Festigkeit des abgehärteten ergrauten Kriegers zurückgekehrt: „Mein Kind," beruhigte er seine Tochter, „es ist nicht so arg, eine kleine Streifpartie der Feinde ist weiß Gott wie! bis zum Dorfe vorgedrungen; sie haben sich auf die Meierey an der Landstraße geworfen, wie man mir meldet: sollten sie sich hierher wagen, so sind wir stark genug, sie zurückzuweisen: nur du mußt erst in Sicherheit seyn." Damit führte er selbst Kunigunden, die von Kindheit an jedem Winke ihres Vaters genau zu folgen gewohnt war, in ihr Cabinet. Von dort war er in einem Augenblicke in dem geräumigen Schloßhofe.

Dieser wimmelte schon von Flüchtlingen, die aus den Hütten des Dorfes herzugeströmt waren: Weiber mit ihren Kindern, Greise an der Hand ihrer jüngern Söhne, suchten hier Schutz: was von Knechten und Burschen noch vorhanden war, sammelte sich hier. Wie ein rettender Schutzgeist trat der alte Herr

unter sie: er befahl sogleich alle im Schlosse vorräthige Waffen herbeyzuschaffen und vertheilte die Pferde, die er schon gesattelt fand. Da die Flinten und Säbel nicht hinreichten, so erhielt ein Theil die Piken und Streitkolben aus der alten Rüstkammer; die übrigen behalfen sich mit Heugabeln und Sensen. Die Weiber und Kinder wurden in die untern Gemächer gewiesen, von wo Einige eine noch bessere Zuflucht in den Kellern suchten. Alle Streiter waren jetzt geordnet; zu Roß und zu Fuß: das Hauptthor, welches nach dem Dorfe ging, ward schon vorher verrammelt, die kleine Pforte aber ließ der Freyherr offen. Sollten der fremden Gäste nicht viele seyn, so war er gesonnen, ihnen durch entschlossenen Empfang Schrecken einzujagen: fände sich aber eine größere Anzahl ein, so wollte er ihnen Alles, was sie gebührlich begehren konnten, darreichen, doch jeder Gewaltthat Gewalt entgegensetzen.

Das Rasseln galoppirender Reiter nahte. Fürstenthal trat mit einigen seiner Leute zur Pforte und

redete die zuerst Anstürzenden an. Mit wüthendem Geschrey forderten diese die Öffnung des Hauptthores: da man nicht Folge leistete, ihre Schar aber wuchs, so legten sie Hand an und sprengten mit Äxten, die sie schon in Bereitschaft hatten, die Thorflügel. Einen Augenblick prallten sie zurück, als sie hier Alles gerüstet und in ruhiger Haltung vor sich sahen; denn Fürstenthal hatte jede Herausforderung seinen Leuten untersagt. Aber bald suchten sich jene den Weg zu bahnen, und nun setzten diese ihnen festen Widerstand entgegen: Mehrere unter ihnen hatten frühere Feldzüge mitgemacht und bewiesen, daß sie das Handwerk nicht verlernt hatten. Leider! fochten sie gegen eine überlegene Menge: sie mußten zurückweichen: doch nun entstand der heftigste Kampf im Hofe. Furchtbar brach sich das Waffengetöse, das Knallen der Pistolen und Flinten, das mißtönende Geschrey an den hohen Mauern: die Fenster sprangen, und durch die Säle und Zimmer drang der gräßliche Wiederhall.

Wer beschreibt die Angst Kunigundens, als er auch ihre Ohren betäubte, wer theilt ihre Qualen,

als sie die wiederholten Schüsse hörte, von denen jeder das Leben ihres Vaters bedrohte! Denn seiner gedachte sie nur, sich selbst vergaß sie in dieser grausenvollen Lage. Plötzlich däuchte es ihr, als rufe man: Rettet unsern Herrn; da sah sie ihn verwundet, blutend, sterbend vor sich und, ohne zu wissen, was sie begann, stürzte sie aus dem Cabinet nach einer Gallerie, die auf den Hof ging. Händeringend schrie sie: »Gnade, Gnade für meinen Vater, tödtet mich eher!"

Als einige der feindlichen Soldaten die schlanke Gestalt bey dem Scheine des Mondes erblickten, so eilten sie nach der Stiege. Der Freyherr, von dem Geschrey seiner Tochter aufgeregt, bemerkte sogleich ihr Vorhaben: er befand sich nicht in der großen Gefahr, die Kunigundens gefolterte Phantasie sich vorgemalt hatte, doch war er an dem linken Arme verwundet. Aber jeden Schmerz überwand das Vatergefühl, es gab ihm die Kraft der Jugend wieder: er gewann auf den bekannten Stufen den Wütherichen einen Vorsprung ab, hieb den ersten mit

einem tüchtigen Schwertschlage nieder und bot den Andern die heftigste Gegenwehr, bis Hülfe nachkam.

So war Kunigunde gerettet: was blieb aber für die nächste Zukunft zu fürchten! Denn trotz des tapfersten Widerstandes gewann die Überzahl der Feinde immer mehr Raum: viele von des Freyherrn Leuten lagen verwundet oder todt da, nur die Verzweiflung hielt die Kämpfenden noch aufrecht. Noch wenige Augenblicke und das Schloß war den entsetzlichsten Gräueln der Plünderung und Zerstörung hingegeben. In der äußersten Besorgniß für die Tochter, beschloß der Vater sich mit ihr in eines der entferntesten Zimmer zurück zu ziehen und sie dort mit seinem Leben zu vertheidigen.

Mit einem Male erschallte Trompetengeschmetter, und zwar vernehmlich nicht feindliches, sondern das oft gehörte, wohl bekannte der eignen Krieger: welch' ein Freudenklang war es in diesen furchtbaren Augenblicken der Entscheidung! Selbst die mit Wunden Bedeckten belebte es mit neuer Lebenskraft.

Auf die beutegierigen Franzosen wirkte es wie ein herabschießender Blitzstrahl: Einige hatten von

den Pferden abgesessen, sie ließen diese, nur auf ihr Leben bedacht, im Stich, und nahmen eiligst die Flucht: andere jagten mit verhängtem Zügel davon: nur Wenige leisteten Gegenwehr. In Kurzem war der Schloßhof von den leidigen Gästen gereinigt.

Der Anführer der rettenden Schar schien hier kein Fremdling. Kaum sah er, daß die Feinde wie Spreu aus einander stoben, so überließ er ihre Verfolgung den Seinigen und schritt nach der Schloßstiege. Von den freudigsten Gefühlen und Ahnungen bewegt, eilten ihm die Bewohner entgegen: als der Mond, der jetzt hoch am Himmel stand, ihm unter dem Czako ins Antlitz strahlte, so erkannten sie — Schwarzenstein. Es klärte sich nun das ganze Ereigniß auf.

Die Feinde hatten nämlich auf einem Puncte ihre Macht vereinigt und den linken Flügel des preußischen Heeres, doch nur auf kurze Zeit, zurückgedrängt: indem dieser wich, so nahm ein Streifcorps seinen Vortheil wahr, durchzubrechen: dieses war es, welches Fürstenthals Wohnsitz so unerwartet in

Schrecken setzte. Glücklicherweise stand das Regiment, in dem Schwarzenstein diente, auf jenem Puncte. Dieser erkannte gleich die Gefahr, welche dem Schlosse drohte, da es, wiewohl einige Meilen entfernt, die nächste größere Ortschaft war: er erbat sich daher von seinem Oberst, die Plünderer zu verfolgen. Es war Anfangs seine Absicht, sie abzuschneiden: wäre es ihm gelungen, so wäre Fürstenthal in seiner Ruhe nicht gestört worden: allein diese kamen auf der geraden Straße zuvor. Auf den Nebenwegen, die Schwarzenstein einschlagen mußte, hielten Sümpfe und Gebüsche auf, die Nacht kam dazu mit dem täuschenden Mondschein — Roß und Mann ermatteten; doch der Anführer, von glühendem Eifer angespornt, begeisterte die ihm zugethanen Gefährten, und so traf er zwar spät ein, allein eben zur rechten Zeit, um das Ärgste zu verhüten. Wie gern hätte der Freyherr seinen Dank in vollem Maße bewiesen. Schwarzenstein durfte sich aber und seiner Schar nur für diese Nacht Rast vergönnen, und mußte mit Tagesanbruch sich zu seinem Regimente zurückverfügen.

Von seinem Freunde, dem jungen Rittmeister, vermochte er keine Auskunft zu ertheilen, da sich dieser in dem Mittelpuncte des Heeres befand. Beym Abschied, den Kunigunde, durch einen nie erprobten Glückswechsel erschüttert, nicht ohne heiße Thränen nahm, suchte er durch den Trost zu beruhigen, daß bey dem gegenwärtigen Stande der Heere ein neuer ähnlicher Überfall nicht zu befürchten sey. Seine Vorhersagung traf zwar ein! doch nur zum Theil, indem die nachfolgenden Ereignisse dieser verhängnißschweren Zeit den Erwartungen nicht entsprachen, zu denen man berechtigt war. So wie sie über das Wohl und Wehe von tausend Einzelnen entschieden, so bestimmten sie auch das Schicksal Europa's auf eine Reihe von Jahren, bis weit später nach trüber Nacht eine schönere Morgenröthe anbrach.

Als es im Februar des nächsten Jahres zur Schlacht bey Eylau kam, so konnte Fürstenthals Schloß dem allgemeinen Unglücke nicht entgehen. Bange Stunden mußte Kunigunde verleben in der Furcht, daß die bestandenen Schrecknisse sich erneuer-

ten. Da aber der Feind in geordneten Massen diese Gegend besetzte, so waren größere Unfälle abgewendet: nur den unvermeidlichen Folgen des Krieges mußte man sich geduldig unterziehen.

Die Wagschale, die über das Los dieser Länder entschied, schwankte einige Zeit hin und her: allein noch im Verlaufe dieses Sommers kam es in dem Städtchen Tilsit an der russischen Gränze zu dem nach ihm benannten Frieden, der, wenn er auch nicht gehegte Hoffnungen erfüllte, doch der Ungewißheit ein Ende machte.

Während des Krieges hatte der Freyherr von Zeit zu Zeit Nachrichten von seinem Sohne erhalten: sie waren im Ganzen beruhigend, ja erfreulich, denn seine Verdienste erwarben ihm Auszeichnungen. Einige Zeit vor dem Frieden blieb jede Kunde aus, was aber nicht auffallen konnte, da die Verbindung durch die Fortschritte der Feinde abgeschnitten war. Die wiederhergestellte Ruhe gab nun dem Vater Hoffnung, den Sohn bald in seine Arme zu schließen. Mit der Sehnsucht der innigsten Schwester-

liebe erwartete Kunigunde den Bruder; in das Andenken an ihn mischte sich wohl auch eine freundliche Erinnerung an Schwarzenstein, dem sie als ihrem Erretter Hochachtung und Dank schuldig war. Ein Tag verging langsam nach dem andern: mit jedem nahm die Erwartung zu.

An einem schönen Augustmorgen kam ein stattlicher Reiter auf das Schloß zugeritten: Alles eilte begierig herbey, denn niemand zweifelte, es sey der junge Herr. Das gebräunte Gesicht war nicht gleich zu erkennen, weil es die Mütze gegen die Sonnenstrahlen tief über die Augen herab deckte: der einfache Überrock ließ die Waffengattung nicht errathen. Im Schloßhofe angelangt, stieg er vom Pferde ab, aber ohne besondere Eile. Kunigunde frühstückte eben mit dem Vater: sie bemerkte zuerst den Ankommenden: kaum hatte sie dem Vater zugerufen, so flog sie die Stiege hinab: sehnsuchtsvoll breitete sie die Arme aus: wer konnte es anders seyn, als ihr Bruder. Plötzlich stand sie wie versteinert, ihre Arme sanken hinab, starr heftete sie die Augen auf den Krieger,

dem über die linke Wange eine tiefe Narbe bis zum Kinn hinablief. Es war Schwarzenstein. Mit ruhigem Anstande begrüßte er das Fräulein, auf gleiche Weise den Freyherrn, der nun herzugekommen war. Sah man sich auch in seiner eigentlichen Hoffnung getäuscht, so war ein solcher Gast doch auch lieb und werth: dennoch fehlte gegenseitig die wahre Freude des Wiedersehens. Die trübe Unruhe in den Blicken des Angekommenen sprach deutlicher als Worte. Einige Minuten wurden deren nur wenige gewechselt: jeder scheuete sich, einen theuern Namen nicht zuerst auszusprechen: aber das Geschehene ließ sich nicht verhehlen. — Der junge Fürstenthal war, wie so viele wackere Söhne des Vaterlandes, auf dem Felde der Ehre, mitten im Kampfe, von Wunden bedeckt, gefallen.

Die Trauer um den einzigen Sohn, den innigst geliebten Bruder, war tief und lange. Schwarzenstein theilte sie ganz: er kannte die einzelnen Umstände des ehrenvollen Todes; er gab sie genau an und bestrebte sich die schwer getroffenen Gemüther zu er-

heben. In dieser Lage war seine Gesellschaft trostreich, so, daß der Freyherr ihn angelegentlich einlud, so lange zu verweilen, als es seine Verhältnisse gestatteten.

Kunigunde, deren Phantasie so leicht aufzuregen war, konnte sich viele Tage hindurch, wenn ihre Blicke den seinigen begegneten, der Thränen nicht erwehren: an den Freund des Bruders reihten sich jetzt alle froh- und wehmüthigen Bilder seines Andenkens. Wie sie ruhiger wurde, ließ sie sich die letzten Augenblicke des Gefallenen durch ihn zum öftern darstellen.

Dienstgeschäfte nöthigten endlich Schwarzenstein zur Abreise. Als er scheiden wollte, so trat der Freyherr zu ihm und sprach mit Rührung die Worte: „Trennen Sie sich nicht für immer von uns: Sie haben mit uns unsere Leiden getragen: geben Sie mir einen Ersatz für den grossen Verlust; werden Sie mein Sohn." Somit legte er dessen Hand in die seiner Tochter: in stummem Entzücken sanken sich die Vereinten in die Arme.

Die Neigung Beyder war dem alten Fürstenthal nicht entgangen: gegenseitige Hochachtung hatte sie zuerst geschaffen, die Augenblicke der Gefahr sie befestigt und die Zeit der Trauer zur zärtlichsten Liebe ausgebildet.

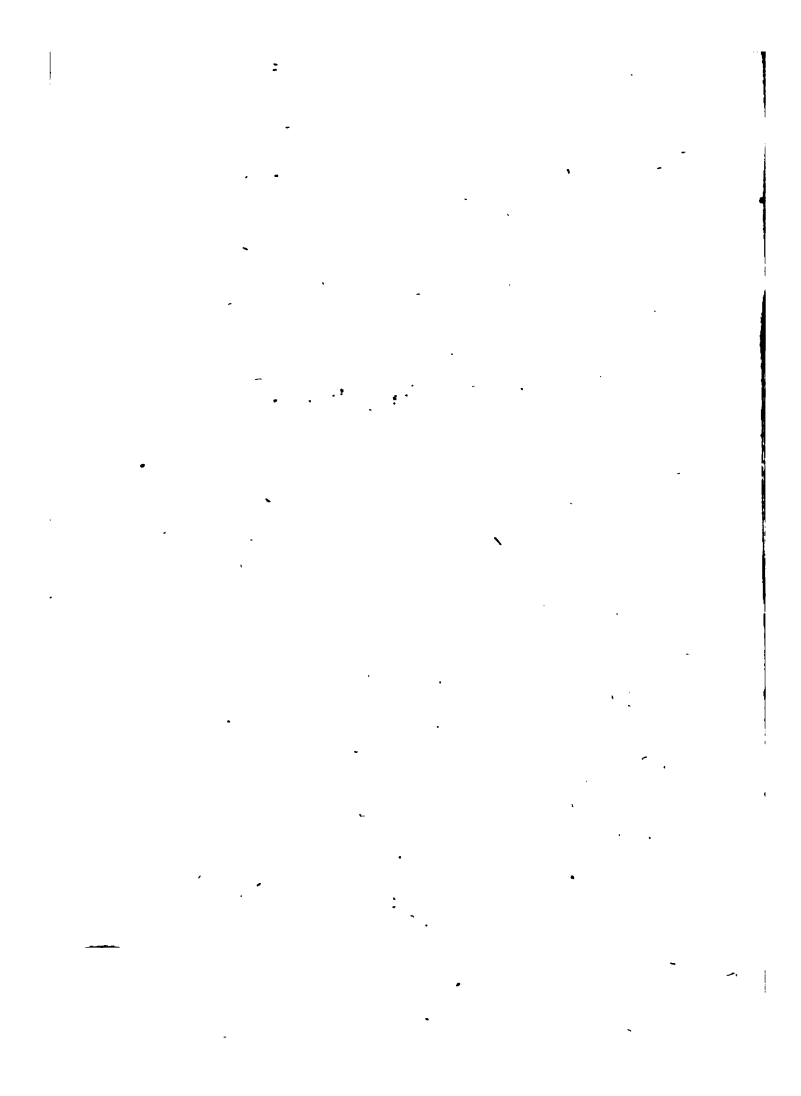
Nicht bloß die Tapferkeit des Kriegers, sondern auch Reichthum an Kenntnissen und klare Übersicht hatten Schwarzenstein Gelegenheit gegeben, wesentliche Dienste zu leisten: er war während des Feldzugs vorgerückt und stand jetzt auf dem Puncte, zum Major befördert zu werden. Als solcher gedachte er binnen einigen Monaten zurückzukehren, um das unzertrennliche Band mit der Geliebten zu knüpfen.

Kunigunde beschäftigte während der schönen Brautzeit, in deren Hoffnungsmorgen die Thautropfen der Erinnerung perlten, ein bedeutsames Vorhaben. Sie besaß ein entschiedenes Talent zur Kunst, und hatte dieses durch emsigen Fleiß so weit vervollkommnet, daß sie den Pinsel mit Fertigkeit führte. Nach den ihr mitgetheilten Angaben entwarf sie eine Skizze von dem Tode ihres Bruders, wie er eben, in die Brust

getroffen, in die Arme eines Kampfgenossen vom Pferde sinkt. Diese führte sie in einem grössern Gemälde aus, auf welchem sie die Züge des theuern Todten aus der Erinnerung zum Sprechen traf: der Kampfgenosse, welcher ihn hielt, wurde fast unwillkührlich durch die Eingebung der Liebe der Bräutigam. Auch von dem Traumbilde, das so ahndungsvoll damit verwebt war, fing sie einen Entwurf an: über dieser Arbeit überraschte sie der zurückgekehrte Major.

Der alte Freyherr hatte unterdeß passende Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste gemacht. Auf seine Kosten nahm das ganze Dorf an der Feyer Antheil; die Verbindung einiger Vaterlandsvertheidiger mit braven Landmädchen wurde an demselben Tage eingesegnet, und um zugleich die Befreyung des Dorfes durch Schwarzenstein auf ewige Zeiten im Andenken zu erhalten, eine Summe zur Ausstattung eines jungen Paars angewiesen, das seine Vermählung jedesmal um die Zeit des glücklichen Ereignisses feyern sollte.

Der Rubin.



Wer den reißenden Donaustrom von Passau nach Wien zwischen schroffen Felsen, hohen Schlössern und Klöstern, bewachsenen Berglehnen und tiefen Gründen hinabgefahren ist, oder den Rhein zwischen Bingen und Coblenz gesehen hat, wie er seine stolzen Fluthen gebieterisch am Fuße alter Burgtrümmer und prangender Weinberge hinwälzt, findet an den Ufern der Elbe oberhalb Dresdens ein zwar kleineres aber höchst anmuthiges Nachbild. Der Fluß stürzt aus den böhmischen Gebirgen durch Sandsteinmassen, die scharf abgeschnitten gleich Mauern einer verfallenen Riesenstadt aufsteigen, und Föhren mit Laubgebüsch auf ihren Zinnen tragen. — Vor Jahrtausenden mögen ungeheure Wasser sich hier eine Bahn gebrochen haben. — In vielfachen Krümmungen winden sich die eingeengten Fluthen hindurch: jeder Einbug überrascht den Hinabgleitenden mit einer neuen Ansicht. Der langsamere Lauf — bey weitem nicht so

rasch und reißend, als der der Donau — erlaubt dem Auge, sich behaglich zu ergötzen. Jetzt spalten sich grünende Waldthäler; hart am rechten Ufer begrüßen uns die reinlichen Häuser von Schandau, links erhebt sich mächtig der Königsstein, dessen breiten Scheitel in dem Berge ruhende Festungswerke umkränzen, die jeder Eroberung trotzen: gegenüber prangt mit seiner schlanken Felsenkrone der Lilienstein. Eine Fülle von mahlerischen Standpuncten umgeben uns hier und wir begreifen, warum man schon längst dieser ganzen Gegend den Namen der sächsischen Schweiz beygelegt hat. Tiefer glänzt Pirna mit seinen auf dem weißesten Sandsteine aufgeführten Gebäuden: hier beginnt der Gesichtskreis sich zu erweitern, die Ufer öffnen sich: die waldbedeckten Höhen treten zurück; sanfte Abhänge schließen sich mit Weinbergen an sie an, auf denen die nördliche Sonne in heißen Sommern noch einmal köstlichen Rebensaft kocht: fruchtbare Gefilde breiten sich aus. Bald verkündet die wachsende Zahl der schimmernden Landhäuser zu beyden Seiten, und die Menge bewimpelter Segelschiffe die Nähe der

Hauptstadt, welche der Strom mitten durchfließt. Die Brücke, die daselbst über ihn führt, ist sein herrlichstes Armband: in dem Ebenmaß ihres Baues, der Leichtigkeit, mit der sie sich über die hoch gewölbten Bogen schwingt, in der Pracht der Gebäude, die sie einfassen, dem Reize der Fernsichten, die sie darbietet, findet sie kaum ihres Gleichen.

Doch wir lassen die Fluthen rastlos ihren Lauf fortsetzen, und verweilen in dem Schooße dieser lieblichen Natur bey einem kleinen Städtchen, dessen Namen hier nicht von Wichtigkeit ist. Scheunen und Wirthschaftsgebäude reihen sich an die Häuser seiner Bürger, und zeigen, daß Gewerbsfleiß dem Anbau des Bodens brüderlich die Hand reicht. Vor nicht gar langer Zeit gehörte jenes ansehnliche Wohnhaus mit dem geräumigen Hofe und dem Garten, der sich nach der Anhöhe hinzieht, einem wohlhabenden Manne, der sich Kreumann nannte. Mit rastloser Thätigkeit widmete er sich der Verbesserung seiner Felder, der Anpflanzung von Fruchtbäumen, der Vermehrung seiner Herden. Glückliche Zeitum-

stände begünstigten ihn: ohne Wucher zu treiben, unterstützte er den ärmern Landmann mit Geld, das dieser zur Ernte in Getreide wieder erstattete, und indem so seine Vorräthe zunahmen, leitete er einen einträglichen Handel mit diesen dem Fluß hinab ein.

Die Seele seines innern Hauswesens war eine redliche Gattin, die mit weiser Sparsamkeit der Wirthschaft vorstand. Dieselbe Sparsamkeit gab aber auch ihrer Herzensgüte hinreichende Mittel, den dürftigen Wandersmann, den verstümmelten Krieger, den entkräfteten Greis mit einer größern Gabe zu unterstützen, als ihm anderswo zu Theil wurde. Wenn dieser dann die Augen, mit Dankesthränen erfüllt, freudig zum Himmel erhob; so schien auch sie mit innerer Bewegung ein leises Gebet zu flüstern. Sie war nähmlich der süßen Wonne beraubt, ein geliebtes Kind an ihre Brust zu drücken, mit dem belohnenden Gefühle, die Früchte ihres Fleißes für dessen Zukunft aufzusparen. Erst nach einem längern

Ehe erfüllte der Himmel den sehnlichen Wunsch bey-
der Gatten, und beschenkte sie mit einer Tochter.

Amalie — diesen ihren eignen Namen gab
ihr die Mutter — überwand glücklich einige Krank-
heiten, die an ihren Lebenskeimen zu nagen suchten;
und trat zur Freude ihrer Ältern aus einem Jahr
in das andere. In ihrem zarten Gesichtchen ent-
wickelten sich früh die Züge der Anmuth und Güte;
bald wurde auch ihre Wißbegierde rege. Schon wußte
sie die Buchstaben ihres Namens in den Büchern,
die auf ihres Vaters Tische lagen, zusammen zu
finden, als den heitern Gesichtskreis des Glückes
Wolken trübten. Eine Jugendfreundin der Frau
Treumann erkrankte in dem Städtchen: da sie keine
Angehörigen hatte, die sich ihrer annehmen konnten,
so folgte diese der Stimme der Freundschaft und des
Mitleids, und widmete sich ihrer Pflege mit der
möglichsten Sorgfalt. Doch ihre Anstrengungen blie-
ben fruchtlos: die Kranke wurde in Kurzem eine
Beute des Todes. Das Übel, an dem sie gelitten
hatte, war zu spät in seiner Wahrheit erkannt wor-

den, und in ein hitziges Nervenfieber ausgeartet. Die Folgen davon mußte bald darauf Amaliens Mutter an sich selbst erfahren: sie wurde von derselben Krankheit ergriffen, und war nun der Gegenstand derselben liebreichen Bemühungen, die sie so edelmüthig geleistet hatte. Aber jedes neue Sonnenlicht sah die Leidende schwächer und hinwelkender: ihr Zustand wurde immer bedenklicher: sie selbst fühlte endlich die Nähe ihrer Auflösung. Noch einmal verlangte sie ihre Tochter zu sehn.

Amalie trat zu dem Bette, in Thränen zerfließend, ob sie gleich die ganze Größe des drohenden Verlustes nicht ermessen konnte. Der Vater stand neben ihr, Augen und Hände in stummem Erstarren emporgerichtet, die herumsitzenden Anverwandten verhüllten das Gesicht. Ein leichter Hauch von Röthe flog über die bleichen Wangen der Beweinten: die volle Besinnung sprach aus ihren Augen: sie faßte die Hand ihrer Tochter und sagte mit einiger Anstrengung: »Lebe wohl, Amalie, vergiß nie deine Mutter, ich scheide von dir, aber mein Geist wird

dir nahe bleiben, gedenke dessen in Glück und Unglück. — Nimm als Zeichen" — Da verstummten ihre Lippen auf ewig. — Amalie hielt sprachlos die erkaltete Hand fest, in der ein kostbarer Ring mit einem Rubine vom glänzendsten Hochrothe leuchtete. Tief in ihr Herz waren ihr die letzten Worte der Verschiedenen eingeprägt.

Der Vater war lange vom Schmerze überwältigt: allein die Thätigkeit, welche seine Geschäfte forderten, trug viel bey, ihn zu zerstreuen. Seine weitläufige Wirthschaft und die Sorge für die Erziehung seiner Tochter mußten, wie die Ruhe des Gemüthes wiederkehrte, den Mangel einer theilnehmenden Gefährtin ihm sehr fühlbar machen. Dadurch wurde nun zwar das Andenken an die Verlorne stets rege erhalten: doch auch der Wunsch, sie zu ersetzen, geweckt und genährt. So entstand ein Entschluß, der zur That ward, ohne daß sein Herz voll dafür schlug.

Er besaß in der Residenz einen Rechtsfreund, den er bey seinen Geschäften zu Rathe zog. Um diese Zeit sahe er sich zum öftern in der Nothwendigkeit,

ihn zu besuchen. Bey dieser Gelegenheit lernte er dessen Schwester genauer kennen, die ein Amt bey Hofe bekleidete. Diese hatte natürliche Gaben durch den Anstand und die Wendungen der höhern Gesellschaft so auszuschmücken gewußt, daß sie beym ersten Erscheinen für sich einnahm. Eine angenehme Gestalt, die sich auch über die Zeit der Blüthe hinaus gut erhalten hatte, bestach Treumann's Auge, ihre empfehlenden Eigenschaften seinen Verstand. Wiewohl er ein gewisses Mißverhältniß in Charakter und Lebenssitte fühlte, so brachte er dagegen die Erfahrung, die sie besaß, die große Kenntniß der Wirthschaft, die sie zeigte, in Anschlag. Dazu hatte der Bruder eine große Gewalt über den biedern Treumann. So schätzte sich dieser glücklich, einen klugen und treuen Rathgeber durch eine engere Verbindung sich zu eigen zu machen — daher kam die Vermählung mit dessen Schwester zur gegenseitigen Zufriedenheit zu Stande.

Treumann's Haus erhielt jetzt ein ganz neues Aussehn. Seine Gattin machte ihm bemerklich, wie

wenig die bisherige Einrichtung zu seinem Reichthume und zu ihren Bekanntschaften passe. Darum wurde bey Zeiten das altmodische, aber tüchtige Hausgeräth von seinem Platze verdrängt, den es von Urgroßvaters Zeiten behauptete: zierliche Möbel des Tags traten an seine Stelle; die alten ehrwürdigen Familienbildnisse hatten zu wenig Kunstwerth, und wichen geschmackvollen Tapeten und Mahlereyen. Treumann mußte selbst einsehen, wie jetzt Alles freundlicher, heiterer und gefälliger werde, und so unterdrückte er die stillen Seufzer, die er den alten Freunden nachsandte. In das nach dem Muster der Residenz hergestellte Local gehörte auch eine würdige Gesellschaft: die Frauen des Städtchens waren zu wenig gebildet, steif und einförmig: Treumann's Gattin dagegen zu sehr an feinere Gesellschaft gewöhnt, als daß sie ohne sie leben konnte. Sie lud daher ihre Bekannten aus der Hauptstadt, die Edelfrauen aus der Nachbarschaft ein; sie machte ihnen Gegenbesuche, doch nicht etwa in ihres Mannes alter, achtsitzigen Familienkutsche, sondern in

einer neuen glänzenden Equipage. So entspannen sich fortgehende Unterhaltungen anstatt der früheren, bürgerlichen Tagesordnung. Treumann, in dieser aufgewachsen, erschrak zuletzt selbst über seine Figur, die die alte geblieben war, wenn sie ihm die großen Spiegel entgegen hielten, und zog den Aufenthalt auf Wiesen und Feldern, oder in Scheunen und Kornspeichern vor.

Was ward nun aus Amalien? — Ihre Stiefmutter war zwar nicht ohne Gefühl, aber so wie ihre Bildung überhaupt einseitig war, so schwebte dieses auf der Oberfläche, und hielt sich gegen ihre Eitelkeit nicht aufrecht. Sie sah auf das zarte, hübsche Kind mit Wohlgefallen; allein sie konnte sich zu ihm nicht herablassen. Amalie erwartete die zärtliche Sorgfalt, die sie von ihrer verstorbenen Mutter gewohnt war, und da sie diese nicht fand, so wurde sie blöde, zurückgezogen und einsylbig. Dieses Benehmen galt nun bey der Stiefmutter für Trotz und Eigensinn: Unarten, die man nach ihrer Ansicht mit Strenge auswurzeln müsse. Dadurch

wurde des Kindes Gemüth nur verschlossener. Aus Furcht vor harter Behandlung mied Amalie die Gesellschaft jener: und wurde so über dem Wechsel der Unterhaltungen fast ganz vergessen. Sie suchte sich daher bey ihrem Vater zu beschäftigen, dem sie über Alles anhing, oder sie verweilte in dem an das Haus stoßenden Garten. In diesem hatte sie sich einige Beete nach eigenen kindlichen Einfällen mit Hülfe des Gärtners eingerichtet: mehrere runde Flächen waren um ein größeres Beet vertheilt: auf einer jeden standen, von Gräsern und Kräutern eingefaßt, verschiedene Blumen nach dem Wechsel der Jahrszeiten: hier Veilchen, Schlüsselblumen und Primeln, dort Hyacinthen und Tulpen, dann wieder Narcissen und Terzetten, Nelken und Rosen, Malven und Astern. In der Mitte Aller prangte auf dem größern Beete eine Lilie, die sie mit vorzüglicher Aufmerksamkeit pflegte. Ihre Mutter war nämlich in der Zeit der Lilien gestorben. An ihrem Sterbetage wurde jene geknickt, wenn sie nicht von selbst hinwelkte. Das Sinken des zarten Kelchs versinnlichte ihr den

wehmuthsvollen Verlust, und erhielt frisch und verjüngt das Andenken daran. Es spann sich auf diese Weise ein feines Band zwischen ihren kindlichen Gefühlen und den halben Kindern der Gärten: sie waren ihre stille Freude: in ihre Blüthen hauchte sie ihre Klagen, die ihr die Verweise der Stiefmutter auspreßten.

Amalie hatte unterdeß die Jahre erreicht, in denen ihre geistige Entwickelung alle Rücksicht verdiente. Wie wohl sie der Vater nicht vernachlässigte, so blieb sie auch darin verwahrlost. Ein bejahrter Mann, der mit Pedanterie in dem ausgetretenen Geleise fortschritt, erhielt den Auftrag, ihr einige Stunden des Tags in den nöthigen Kenntnissen Unterricht zu ertheilen. Die Art, mit der er es that, war wenig geeignet, in ihr Lust zu den Gegenständen des Wissens zu erwecken: ihre zunehmende Gleichgültigkeit kümmerte ihn auch wenig, und er war zufrieden, wenn die Zeit ausgefüllt wurde. So entfalteten sich des Kindes Fähigkeiten nicht, so bedeutend sie auch waren: ein anderer Umstand kam

hinzu, sie in Schatten zu stellen. Treumann's Gattin war mit einem Knaben entbunden worden: es war nicht zu verwundern, daß sie ihrem eignen Kinde alle mütterliche Aufmerksamkeit zuwandte. Als er heranwuchs, so gebrauchte sie Amalien zu seiner Unterhaltung: sie befahl ihr, mit ihm zu spielen und zu tändeln. Diese fügte sich ganz in den Willen der Stiefmutter, und glaubte dadurch mildere Blicke von ihr zu gewinnen. Doch auch von dieser Seite besserte sich ihr Loos nicht. Wenn jene aus einer festlichen Gesellschaft trat, so hatte sie stets an Amalien etwas zu tadeln: sie mußte irgend etwas versäumt oder gegen den kleinen Knaben gefehlt haben. Aus Liebe zu diesem vereinigte auch wohl der sonst gutherzige Vater seine Scheltworte mit denen seiner Gattin, und die verkannte, gekränkte Tochter fand keinen andern Trost, als in den heißen Thränen, die sie des Abends in ihrem Bettchen weinte, bis der Alles mildernde Schlaf ihre Augen schloß.

Unter solchen Mühen konnte sie an ihre Pfleglinge, die Blumen, wenig denken: mehrere Früh-

linge und Sommer kehrten wieder, ohne daß jene bedeutsame Lilie von ihr aufgezogen wurde. Nur in ihrem Herzen entfaltete sie ihren Blüthenkelch. Erst als der Knabe einige Jahre alt war, fing sie an freyer zu athmen: sie war wenigstens nicht mehr an das Haus gefesselt, und konnte mit ihm in den nahen Garten gehen. Ihr empfänglicher Sinn für die Schönheiten der Natur erwachte frischer: er fand in den reichen Umgebungen des Städtchens sattsame Nahrung.

Auf der Höhe des Gartens stand ein Häuschen, durch das man in den nahen Weinberg kam. Nicht fern davon streckte eine alte Eiche ihre breiten Äste über einen Rasenplatz: neben ihren Wurzeln sprudelte eine Quelle hervor: sanfte Abhänge zogen sich nach verschiedenen Richtungen: dem Auge eröffnete sich hier eine mahlerisch-gerundete Ansicht der ganzen Gegend. Man erblickte über das Städtchen hin die Windungen des Stroms durch die Gefilde und Wiesen, ringsum über lichten Rebenhügeln dunkle Höhen, und in größerer Weite die schimmernden

Thürme und Kuppeln der Hauptstadt. Den kühlenden Schatten dieser Eiche suchte Amalie an wärmeren Tagen auf, wenn es ihr verstattet war, draußen zu verweilen. Einst hatte sie daselbst eine eigne Erscheinung, die sie beynahe für immer von da verscheucht hätte. Als sie unter ihren Spielen mit dem Knaben aufblickte, so schritt über den Rasen ein Mensch von so abschreckendem Äußern, daß er einem fabelhaften Gnomen oder Erdgeiste glich. Auf einem winzigen magern Körper saß ein unverhältnißmäßig großer Kopf: das Gesicht war aller schönen Form entgegen: über dem breiten Munde, der eingedrückten unscheinbaren Nase, schossen kleine Augen unsichere Blitze: nur die Stirne war hoch und gewölbt, stach aber gegen die übrigen Theile, besonders die weit abstehenden Ohren mit seltsamem Ausdrucke ab. Amalie wollte fliehen; doch da sie mit dem Knaben nicht so schnell von der Stelle konnte, so erreichte sie die Gestalt: diese sprach ihr mit freundlichen Geberden und Worten zu; indem aber das Mädchen den langen Arm sah, den sie ausstreckte, so fürchtete es sich

noch mehr und zitterte am ganzen Leibe. Es wurde erst dann ruhiger, als der kleine Mann aus einer breiten Mappe ein Bild ihm vorhielt, dessen schöne Farben seine Augen fesselten.

Es ergab sich nämlich, daß es ein Mahler war, dessen Geist zwar die Natur mit einem feinen Sinne für ihre Schönheiten ausgestattet, doch darüber den Körper gänzlich vergessen hatte. In dem Städtchen wohnhaft, war er, trotz einer gediegenen Fertigkeit im Landschaftszeichnen, gezwungen, durch Zimmer= und Hausschild=Mahlerey, so wie ähnliche Neben=sachen, sein Leben zu fristen. Sein unangenehmes Äußere erschwerte ihm den Zutritt, und wiewohl bey näherer Bekanntschaft sein Verstand und leb=hafter Witz das Widrige desselben abstumpften, so konnten die Vornehmern des Städtchens sich doch nicht überwinden, ihm ihre Kinder zum Unterrichte anzuvertrauen. Ihr öconomischer Eifer ließ sie über=dieß die Kunst als ein entbehrliches Handwerk be=trachten. An einem größern Orte aber sein Glück zu versuchen, verhinderte ihn der Mangel an Mitteln

und das Mißtrauen, das ihm seine Gestalt einflößte.

Genügsam, wie er war, fand er einen reichlichen Genuß in seinem Talente und den Gegenständen, die ihm die Natur in üppiger Fülle darbot. So hatte er heute den anziehenden Standpunct an der Eiche gewählt, wo er Amalien als ein unerwartetes Schreckbild erschien. Den ersten Eindruck wußte er bald in dem Mädchen, das ihm gefiel, zu unterdrücken: er ließ sie zusehn, wie er eine Zeichnung von der stämmigen Eiche mit ihren Verzweigungen entwarf: zu ihrer großen Überraschung fügte er als vordere Staffage die Umrisse einer Gruppe hinzu, die sie mit dem Knaben vorstellte. Erstaunen und Freude erfüllte sie: sie drückte ihr Verlangen aus, auch so den Bleystift zu führen, und bat ihn, es ihr zu zeigen. Der Mahler lächelte über den kindischen Einfall: doch zum Scherze und Zeitvertreibe gab er ihr Papier, lehrte sie einige Züge, aber wie betroffen war er, als sie gleich die ersten Striche mit einer Leichtigkeit und Festigkeit machte, die ohne vorhergegangene

übung eine nicht gewöhnliche Anlage verriethen! Nun nahm er sich ihrer lebhafter an: er traf häufig mit ihr zusammen, und brachte sie bald dahin, Häuser, Bäume, Blumen zu zeichnen. Zu Hause übte die kleine Schülerin verstohlen das angefangene Werk: wie entzückt war sie, als es ihr gelang, eine kleine Landschaft hervorzubringen. Sie beschloß damit ihren Vater an seinem nächsten Geburtstage zu überraschen.

Als sie zu diesem Endzwecke in sein Zimmer trat, so war er eben mit seiner Gattin in einem ernsthaften Gespräch begriffen. Amalie brachte fröhlich ihren Glückwunsch an, und bat ihn, diese kleine Arbeit ihrer Hände als ein Geschenk anzunehmen. Kaum fielen die Augen der Stiefmutter darauf, so ergriff sie unter Scheltworten, daß sie mit dergleichen nutzlosem Spielwerk die kostbare Zeit verderbe, das Papier, und zerriß es unbarmherzig. Amalie brach in lautes Schluchzen aus, als sie die erste Frucht mühsamen Bestrebens in Stücken umherfliegen sah: nie war sie so in ihrem tiefsten Gemüthe erschüttert worden.

Eine so schonungslose und schnöde Behandlung hatte aber keineswegs in einem neidischen und bösartigen Herzen ihre Quelle: sie war vielmehr der Ausbruch einer übeln Laune, die aus den veränderten Umständen des Hauses hervorging. Die ununterbrochenen Vergnügungen, denen sich Treumann's Gattin hingab, lenkten sie nicht allein von den Pflichten einer braven Hausfrau ab, sondern verursachten auch große Ausgaben. Anfangs ließen sich diese aus dem beträchtlichen Vermögen und dem reichen Einkommen wohl bestreiten: doch mit der Zeit verringerte sich beydes durch unglückliche Zufälle. Mißwachs oder Hagelschlag, die in frühern Jahren eine kluge Öconomie wieder gut machte, nahmen die Mittel zu kostspieligem Aufwand: dazu kamen empfindliche Verluste, welche Treumann in fehlgeschlagenen Handelsunternehmungen erlitt. Ein gänzliches Abbrechen der bisherigen Lebensweise, eine Rückkehr zur alten bürgerlichen Ordnung hätte noch Alles gebessert: dazu rieth der Frau Treumann ihr eigener richtiger Verstand und klare Einsicht der Dinge.

Aber zuerst schätzte sie gegen diese Überzeugung die Langeweile vor, die sie nun nothwendig quälen würde; dann riß sie die Gewohnheit in den betäubenden Strudel von Zerstreuungen: zuletzt erlaubte ihr die Eitelkeit nicht, vor den Augen der Welt aus dem glänzenden Kreise zurückzutreten, und ihren Ruf, ihr Ansehen, wie sie es nannte, aufzuopfern. Sie zog es vor, zu weniger auffallenden Einschränkungen zu schreiten. Auf diese Art entstand ein schreyendes Mißverhältniß, so daß oft den Tag nach einem verschwenderischen Gastmahle die Familie sich mit einer dürftigen Mahlzeit begnügen mußte. Üble, störende Laune war die unvermeidliche Folge: die nur zu begründeten Vorwürfe des an Wohlstand gewöhnten Treumann's reizten den Unmuth seiner Gattin noch mehr auf. Daß niemand mehr darunter leiden mußte, als Amalie, davon gab jenes Verfahren am Geburtstage Zeugniß.

Das gute Kind wurde von nun an genauer beobachtet: die Stiefmutter hielt sie nicht bloß zu weiblichen Handarbeiten an, sondern trug ihr auch schwerere

Geschäfte der Wirthschaft auf. So wenig auch ihr zarter Körperbau dieser Anstrengung gewachsen war, so vernahm man doch keinen Laut des Unwillens von ihr; sie betrauerte nur das Mißgeschick ihres Vaters, der ein vortreffliches Herz, aber nicht Festigkeit besaß, den Launen seiner Frau Trotz zu bieten.

Amaliens Ausbildung blieb dabey ganz zurück: nur verstohlen gewann sie sich einige Minuten ab, die geliebte Übung im Zeichnen fortzusetzen. Wenn sie nicht in Geist und Gemüth roh und abgestumpft wurde, so hatte sie es einem innern Triebe zum Guten und dem empfänglichen Sinne für das Schöne zu verdanken. — So sucht der rege Keim einen Weg aus dem Erdenschooß, um an die freye Luft hervorzubringen, mag auch ein lastender Stein ihn hemmen. — Von jenen edlen Neigungen geleitet, und wie von einem Schutzgeiste behütet, nähente sie sich in reiner Unschuld dem jungfräulichen Alter: derselbe Schutzgeist schien über ihre Gesundheit zu wachen, so daß sich ihre Reize augengefällig entwickelten.

Die Vermögensumstände verschlimmerten sich aber von Tage zu Tage auf die beunruhigendste Weise. Als die Einkünfte nicht mehr zureichten, schritt man zu dem gewagten Mittel, bedeutende Summen auf die liegenden Gründe aufzunehmen. Treumann gerieth immer tiefer in Schulden. In demselben Maße nahmen die Aussichten ab, sich von dieser Last zu befreyen. Die Zinsen mußten zur gehörigen Zeit abgetragen werden: schon fingen die Gläubiger an zu murren: sie drohten, im Falle der Zahlungsunfähigkeit, Haus und Felder in Beschlag zu nehmen und zu verkaufen. Noch schützte Treumannen seine anerkannte Rechtlichkeit vor diesem Äußersten: es glückte ihm, von einem Rathsherrn des Ortes ein kleines Capital gegen Handschlag und feyerliches Versprechen zu erhalten, es in einer bestimmten Frist zurückzuzahlen. — Der festgesetzte Termin erschien, aber mit ihm nicht die mindeste Hoffnung, das gegebene Versprechen zu erfüllen. Haus und Hof waren über die Maßen verpfändet. Der Rathsherr machte mit Ernst seine Forderung, bald darauf

mit Ungestüm, zuletzt drohte er mit schleuniger Verhaftnehmung, wenn er nicht befriedigt würde. Alles Bitten war fruchtlos, denn ein empfindliches Wort, welches gegen die Gemahlin des Rathsherrn von Treumann's Gattin früher ausgesprochen war, stachelte jene, und trieb sie zur Rache an. Der Rathsherr mußte ihrem Willen nachgeben. Schon nahte die verhängnißvolle Stunde, wo der Gerichtsdiener die bisher so in Ehren gehaltene Schwelle überschreiten, und den unglücklichen Treumann, vor allen Einwohnern des Städtchens beschimpft, in's Gefängniß führen sollte. Kein Ausweg, kein Mittel der Rettung war möglich: die einzige Hoffnung, mit der sich Frau Treumann geschmeichelt hatte, war kürzlich vernichtet: sie hatte auf ihren unverheiratheten Bruder in der Residenz gerechnet; allein dieser starb, ohne etwas zu hinterlassen, indem seine zerrüttete Gesundheit das Ersparte in seinen letzten Jahren aufgezehrt hatte.

Das ganze Haus war in der größten Bestürzung, die arme Amalie rang die Hände, sie sah ihren

theuern Vaters ins schmählichste Elend gestürzt, auf immer verloren. Eine Viertelstunde noch, und der Schlag war unwiderruflich geschehen. — In diesem Augenblicke der Angst leuchtete plötzlich ein Hoffnungsstrahl durch ihre Seele: sie gedachte des Andenkens ihrer Mutter, des unschätzbaren Ringes. Sorgfältig hatte sie ihn vor den Augen ihrer Stiefmutter verborgen, und nur manchmal des Abends sich beym Niederlegen an seinem funkelnden Glanze geweidet. Niemand wußte davon, auch der Vater hatte seiner seit jenem Sterbetage nicht gedacht. Er war das Einzige, was sie ihr eigen nennen konnte, was ihr von der unvergeßlichen Mutter aus der Blüthenzeit ihrer Kindheit übrig war: als ein unverletzliches Heiligthum war er ihr übergeben, als ein unzerstörbares Band zwischen ihr und der Verewigten! Aber wenn dieses Opfer Hülfe bringen könnte! Hastig ergriff sie den Ring. Sie hatte von dessen wirklichem Werthe keinen genauen Begriff, und zweifelte, daß, wenn sie ihn ihrem Vater übergäbe, er die Schuld decke: Mißtrauen gegen ihre

Stiefmutter rieth sie zu gleicher Zeit davon ab. Sie sah noch einmal in sein glühendes Roth: noch einmal drückte sie ihn an ihre Lippen. In der allgemeinen Verwirrung kam sie leicht unbemerkt aus dem Hause, und nun eilte sie mit ihm auf den Flügeln kindlicher Liebe zu dem Rathsherrn. Wie scheu sie auch sonst war, der Hinblick auf die Gefahr, die Schande ihres Vaters, befeuerte sie mit ungewähnlichem Muthe, sie warf sich zu den Füßen des Gläubigers, reichte ihm mit Thränen den Ring, und brach in die Worte aus: „Beschimpfen Sie nicht meinen guten Vater, hier ist ein kostbarer Ring zum Unterpfande, er ist mein Eigenthum, er ist ein Erbtheil von meiner verstorbenen Mutter!"

Der hätte ein Herz von Stein gehabt, den tiefe Hingebung kalt gelassen. Der Rathsherr hob das Mädchen auf, beruhigte es, und befragte es genau um die nähern Umstände. Bewunderung und Mitleid bemächtigte sich seiner bey der aufrichtigen, ungeschmückten Erzählung der Wahrheit. Er gab ihr den Ring zurück, mit verdienten Lobsprüchen über

ihre edle That und der Versicherung, ihres Vaters zu schonen.

Mit freudiger Ruhe im Herzen ging Amalie nach Hause zurück; niemanden war ihre Abwesenheit aufgefallen: kein Wort von dem Geschehenen kam über ihre Lippen. Während deß war die gefürchtete Stunde vorübergegangen, und keine Gerichtsperson erschienen. Still labte sie sich an der Freude ihres Vaters.

Wir können uns leicht vorstellen, daß in einer kleinen Stadt, wo so schon Alles begierig ergriffen wird, was die stockende Unterhaltung beleben kann, ein Vorfall solcher Art in einem Nu allen Einwohnern bekannt wurde. Auf diesem Wege erfuhr sie erst Treumann, der sie Anfangs gar nicht glauben wollte. Er sah nur zu spät ein, welchen Schatz sein Haus in seiner Tochter bewahrte. Auch die Stiefmutter war tief erschüttert, volle Reue über ihr bisheriges Betragen bemächtigte sich ihrer: sie bewies sich ungemein liebreich gegen Amalien. Man beschloß, das Entbehrliche zu veräußern, und sich auf das Nothdürftige zu beschränken: man munterte sich gegen-

seitig zur rastlosen Thätigkeit auf, die gefährliche Lage zu verbessern.

Amaliens um sie schwebender Schutzgeist frohlockte über die in Leiden muthig bestandene Prüfung, über die Flamme der sanften und edlen Gesinnung, die von unreinen Schlacken umgeben, ungetrübt empor schlug: sie sollte nun frey ihren Glanz verbreiten.

Zu jener ergreifenden Scene war zufällig eine fremde Dame gekommen, welche eben sich bey dem Rathsherrn zum Besuche befand. Ihr Gemahl, ein Herr von Weißthal, Gutsbesitzer in der Nachbarschaft, war vor einem halben Jahre mit Tode abgegangen, und hatte ihr außer dem Landgute ein Haus in der Stadt hinterlassen. Letzteres betreffende Geschäfte bewogen sie, dem Rathsherrn, einem alten Bekannten, einen Besuch abzustatten. Hier sah sie Amalien in der schönsten, rührendsten Stellung! „Ach," rief sie unwillkührlich aus, „hätte ich solch eine Tochter!" Das Schicksal hatte ihr das Glück versagt, ihre Reichthümer mit einem geliebten

Kinde zu theilen. — Amaliens ganzes Wesen machte auf sie einen unverlöschlichen Eindruck.

Amalie war für ihr Alter nicht groß, aber schlank und zart gebauet, man konnte ihr Gesicht nicht regelmäßig schön nennen, doch hoben die blendende Weiße desselben volle Purpurlippen, und die sanftesten Veilchenaugen unter leichtgebogenen Augenbraunen: reiches lichtblondes Haar vollendete aufgeknüpft das Oval des Kopfes, und umlockte die ebene Stirne und den blendenden Nacken.

Frau von Weißthal wurde bald von ihrer traurigen Lage unterrichtet: sie vernahm mit Verwunderung, wie das zarte Kind, vernachläßigt, unter dem Drucke einer harten Stiefmutter bisher geschmachtet habe, wie ihre trefflichen Anlagen in jeder Ausbildung gehemmt seyen. Von Bedauern und Liebe durchdrungen, dachte sie darauf, dieß unverdiente Loos von ihr abzuwenden. Sie suchte die Bekanntschaft des Vaters, die ihr dadurch leicht wurde, daß sie auf eine großmüthige Weise seine Sache mit dem Rathsherrn ausglich. Hierauf setzte

sie ihm den Antrag aus einander, seine Tochter zu erziehen, und sie an Kindesstatt anzunehmen. Der gute Vater wollte sich freylich ungern von der ihm nun so werth gewordenen Tochter trennen; aber die Aussicht auf ihr Glück, die Betrachtung ihrer jetzigen Lage, seine jetzige Unfähigkeit, sie angemessen zu erziehen, dazu die Verpflichtung, die er Frau von Weißthal schuldig war, vermochten ihn endlich zu dem schweren Schritte.

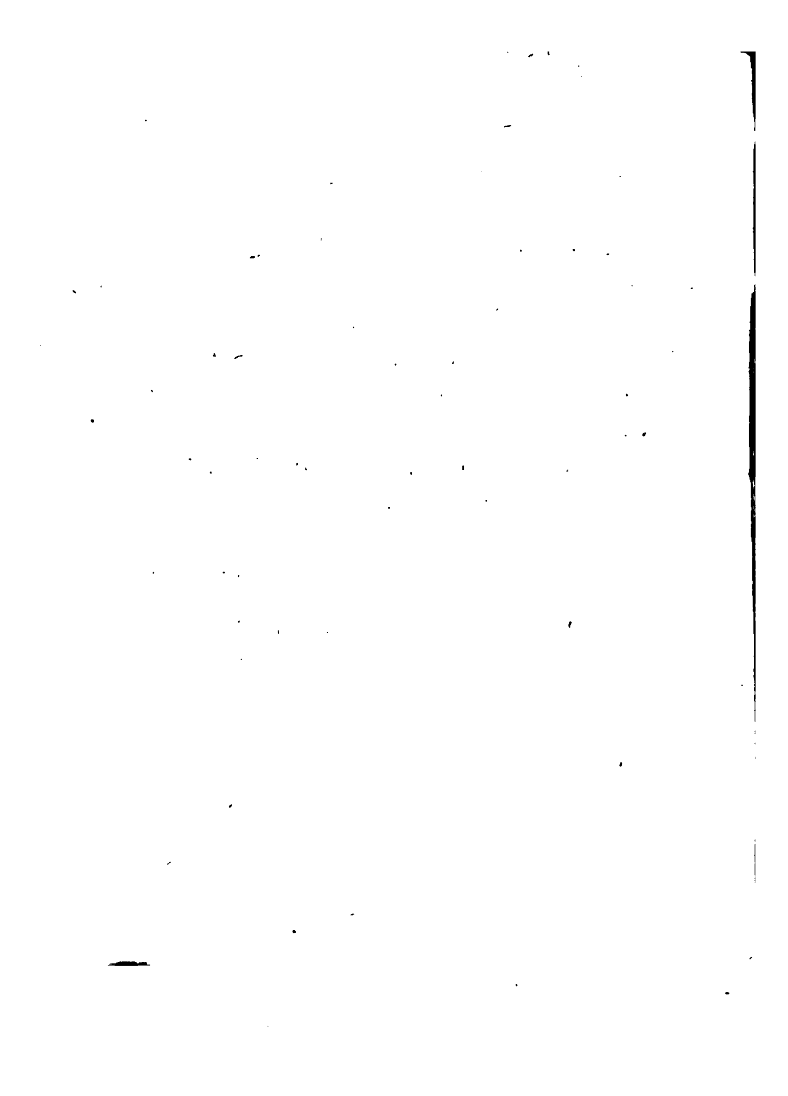
Wenige Tage darauf reis'te Amalie mit der letzteren auf deren Güter: sie fand in ihr die früh verstorbene Mutter gleichsam wieder aufleben: wie die eigne Tochter wurde sie angesehn. Sie dagegen bestrebte sich durch stäte Demuth, fromme Sittsamkeit und eifrige Thätigkeit sich dieser zärtlichen Theilnahme durchaus würdig zu machen. In kurzer Zeit brachte sie es dahin, daß ihr Frau von Weißthal keine Bitte abschlagen konnte.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß diese alle Sorgfalt verwandte, den zurückgebliebenen Anlagen ihrer Pflegetochter nachzuhelfen: ihr Talent zur

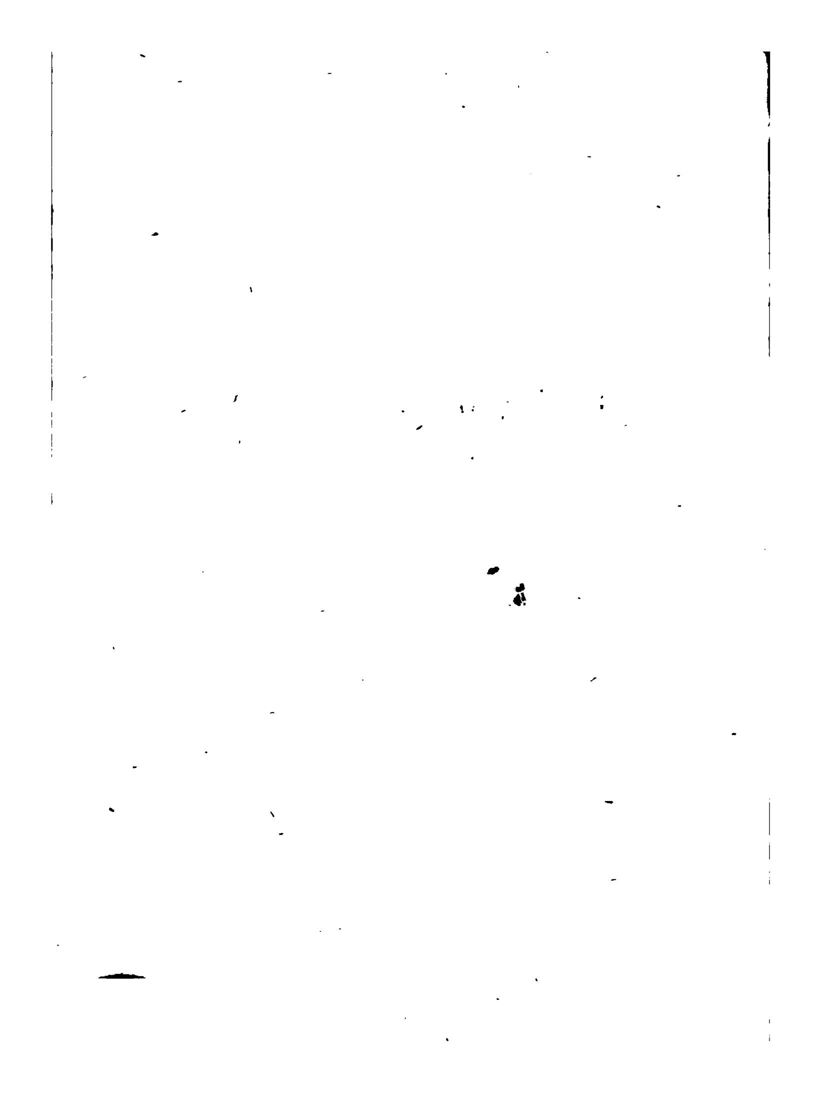
Kunst fand die möglichste Unterstützung. Allein es fehlte an einem geschickten, sorgfältigen Meister: bey der Entfernung von einem grössern Orte konnte sie sich nur von Zeit zu Zeit eines solchen erfreuen. Sie gedachte ihres ersten freundlichen Lehrers. Mit grosser Zurückhaltung eröffnete Amalie ihrer Pflegemutter ihr Anliegen. Diese gab ihren inständigen Bitten nach, sie ließ ihn kommen. Anfangs empfand sie Abscheu, eine solche Mißgestalt unter ihrem Dache zu beherbergen; aber als sie seine Vorzüge kennen lernte, fand sie ihn nicht mehr so häßlich, und behielt ihn bey sich. Amalie vergaß auch nicht ihren Vater, und suchte, so viel sie konnte, ihn zu unterstützen, so daß nach und nach sein Wohlstand zurückkehrte. Mit jedem Jahre entfalteten sich die Reize ihres Körpers, und die schönen Eigenschaften ihrer Seele mehr: allein auch desto mehr wurde ihr klar, wie darum die gütige Natur mit anziehenden Gaben die Jungfrau ausgestattet hat, daß durch die schöne Gestalt und die Anmuth äußerer Reitze der Adel der Gefühle, der liebreiche Zauber ei

ner zarten Seele sprechen und so Liebe einflößen sollen.

Es huldigten ihr, wie sich denken läßt, mehrere Bewerber: erst nach längerer Zeit verband sie Frau von Weißthal mit einem ihrer würdigen Manne. Bey dem Tode dieser zweyten Mutter trat sie in Besitz des beträchtlichen Nachlasses, und vor nicht langer Zeit lebte sie noch in einer glücklichen Ehe, in dem Kreise einer zahlreichen Familie, von ihren Freunden geschätzt, und ihren Untergebenen angebetet. Als eine heilige Reliquie wird der Ring aufbewahrt, an dessen goldnen Reif und funkelnden Rubin so erhebende Erinnerungen geknüpft sind.



Der kriegsgefangene Engländer.



Es war schon spät am Abend, als der alte Waldemar eben die Feder aus der Hand legte, und seine große alte Bibel aufschlug. Er hatte den Bericht geendet, den er als Aufseher der Gefängnisse in einem ehemaligen Ritterschlosse, das jenseits des Rheins im Elsaß gelegen ist, dem Commandanten der untern Stadt den folgenden Morgen einzureichen hatte. Nun las er für sich still einige Psalme, wie er es jeden Abend gewohnt war. Denn schon in früher Jugend hatte er viele heilige Kernsprüche auswendig gelernt, die ihm, wie er zu sagen pflegte, auf allen Lebenswegen, und selbst im dichtesten Schlachtengewühle, in flammenden Buchstaben vor der Seele geleuchtet hatten. Darum war es auch jetzt, wo graue Haare von seinem Scheitel flossen, ein herzerquickendes Labsal für ihn, immer wieder und wieder zu lesen, was ihn sein Lebelang gestärkt, getröstet, erhoben hatte.

Therese, seine Tochter, nicht weit über das

dreyzehnte Jahr hinaus, saß ihm gegenüber am Tische, und senkte ihre Augen auf ein Band, das sie ihrem entfernten Bruder stickte, während Marie, ihre Freundin, am schnurrenden Spinnrade die Fäden unabläßig drehte.

Wie aber der Vater einen Psalm vollendet hatte, und die Brille, die sein schwaches Auge unterstützte, vor sich hinlegte, um auszuruhen, so unterbrach Therese die Stille, in der nur der hin und wieder schwankende Pendel der Wanduhr feyerlich wiederhallte, mit den Worten: „Wie es doch einsam bey dir ist, lieber Vater, wenn ich dich nicht über Alles lieb hätte, und du mir nicht alle Entbehrungen ersetztest, so wäre für mich hier eine wahre Wüsteney. Horch! mir ist's, als wenn ich Ketten klirren hörte, und das Ächzen eines Sterbenden vernähme. Unten in der Stadt war es doch lauter und freudiger."

Es war nähmlich Therese, der die Mutter früh gestorben, zu einer guten verständigen Frau, in der unten liegenden Stadt, gegeben worden, und hatte im Beysammenseyn mit einigen Mädchen ihres

Alters, der Kenntnisse und Fertigkeiten sich befleißigt, die ein sittsames Mädchen bedarf, um einmal eine wackere Hausfrau zu werden. Vor nicht gar langer Zeit war die Erzieherin gestorben; mit ihrem Tode lös'te sich der Kreis der jungen Mädchen auf; unter vielen Thränen trennten sie sich, wie Glieder einer Familie. Therese kehrte zu ihrem Vater auf den einsamen Berg zurück; es war ihr aber Marie, ihre genaueste Freundin in der Pflegeanstalt, so an's Herz gewachsen, daß sie sich unmöglich von ihr losreißen konnte; daher bat sie ihren Vater, sie zu sich zu nehmen. Der alte Mann erfüllte mit Wohlwollen den Wunsch seiner Tochter, und Marie, eine Waise, von geringem Vermögen, folgte dem Rufe ihres Geschickes und ihres Herzens.

Die beyden Mädchen boten sich vertraut die Hände zu den wirthschaftlichen Geschäften und zur Erheiterung des Alten; dabey vergaßen sie nicht, sich in dem zu üben, wozu sie ihre gute Erzieherin angehalten hatte, während die väterlichen Ermahnungen Gottesfurcht in ihren Herzen begründeten.

In Erinnerung des fröhlichen Lebens in der Stadt, sprach nun Therese jene Worte; der Vater aber, vertieft in das Gelesene, antwortete nicht. Indem trat die alte Schaffnerin, welche das Hauswesen besorgte, herein, klirrte mit den Schlüsseln an der Seite, und murmelte:

„Diese Nacht stirbt gewiß noch einer. Gott sey bey uns! ich habe das Käutzchen rufen gehört, es saß dort bey der Wetterfahne, dem Sebastian, der so lange schmachtet, scheint wohl die Morgensonne nicht wieder. Es knisterte auch gar gräßlich in der Flamme, als ich am Herde stand.“

Dabey trippelte die Alte einige Male durch's Zimmer, so daß das Geklirr der Schlüssel in dem hohen Gewölbe wiederhallte, nahm aus dem Schrank silberne Löffel, und ging wieder hinaus. Therese empfand eine ungewöhnliche Unruhe; sie stand auf und trat an's Fenster. Ihre Blicke schweiften über die Mauern und Windungen des Berges auf die vielen Lichter, die aus den unten liegenden Häusern flimmerten, und zu den glänzenden Sternen am

Himmel, wie zu ihren Brüdern, hinauf grüßten; ein scharfer Ost pfiff in dem alten Gemäuer, das links vom Fenster noch aus der alten Ritterzeit empor ragte; einige Pappeln säuselten tiefer neben einem sanft fließenden Bach; sonst war Alles still.

Von dem Anblicke und seltsamen Gedanken gefesselt, stand Therese eine ganze Zeit; auf einmal fuhr sie auf und sagte: »Wie mir däucht, sehe ich Gestalten den Schlangenweg zu uns herauf kommen. Wer mag das so spät in der Nacht seyn.«

Es währte aber nicht lange, so wurde stark an der Glocke geschellt. Der alte Waldemar ging ans Fenster, rief hinaus: „Friedrich, öffne die Pforte," und ungeduldig über die Zögerung eilte er nach dem Vorhofe. Diesen erreichte er kaum, als ihm ein Officier entgegen trat, dem zwey Männer folgten, und ihn anredete:

»Ich übergebe Ihnen hier auf Befehl des Commandanten einen Gefangenen, nehmen Sie ihn in genaue Obhut."

Waldemar führte sie in sein Zimmer; wie be=

troffen war er aber, als er den ihm übergebenen Gefangenen näher betrachtete, und in ihm an der Uniform, ob sie gleich schmutzig und zerrissen war, eine fremde höhere Militärperson erkannte. Dieß und der edle Anstand, der aus seiner Gestalt, seinen edlen Zügen leuchtete und durch die Bläße der Wangen, das matte Feuer der Augen und das reiche blonde Haupthaar noch gehoben wurde, machte ihn einen Augenblick stumm.

Aus seinem Erstaunen riß ihn der begleitende Officier, indem er ihn ans Fenster zog und ihm leise einige Worte sagte; hierauf entfernte sich dieser und Waldemar war mit seinem neuen Gefangenen allein. Man merkte ihm einige Verlegenheit an, während der Fremde in sich gekehrt da stand und zu erwarten schien, was man mit ihm anfangen wolle; aber der tiefe Ernst, der auf seiner Stirne lag, die ruhige, feste Haltung, durch die ein gewisses Bewußtseyn seiner selbst sprach, hatte etwas so Antheil Erweckendes, daß Waldemar seine innere

Bewegung nicht unterdrücken konnte; er redete ihn daher an:

„Mein Herr, nehmen Sie Platz; Sie haben bey unsern Feinden gedient, wie ich an der rothen Uniform sehe."

„Ja wohl bin ich Ihrem Volke ein Feind," seufzte der Fremde (den wir Eduard nennen wollen), indem er den nächsten Stuhl ergriff. — „Der Soldat ist immer ehrenwerth, wenn er brav ist," erwiederte Waldemar, indem er langsam hinzusetzte — „und auf Ehre hält." — Ein Schweigen trat ein, darauf fuhr Waldemar fort: „Ihre Verwahrung soll enge seyn, so habe ich den Auftrag, es wird Ihnen aber sonst an nichts fehlen. Haben Sie schon gegessen?" — „Es ist die vierte Woche, daß ich nichts Warmes gegessen habe," versetzte jener.

Der Alte winkte Theresen, diese sprang auf, eilte hinaus und trat bald wieder mit der Schaffnerin ein. Ein Tisch wurde gedeckt und Therese beeiferte sich besonders. Wie sie so geschäftig war, erhob der Fremde seine bisher gesenkten Augen, sie

fielen auf das Mädchen, da war es, als wenn ein Blitz in ihnen zuckte, starr geheftet folgten sie jeder Bewegung Thereseus. –

Therese war für ihr Alter groß, eine feine Zartheit schwebte um ihre schlanke Gestalt, aus ihrem ganzen Wesen sprach sittige Anmuth; ihr Gesicht war so heiter und offen, es flog um den kleinen Mund ein so liebliches Lächeln, aus den blauen Augen, die durch die blonden Locken mit milder Gluth glänzten, sah so viel Wohlwollen und Güte, daß man sich unwillkührlich angezogen fühlte. Dem alten Waldemar entging es nicht, wie in Eduard's Auge eine Thräne schimmerte und wie er über dem Anschauen das Essen vergaß und einem Träumenden glich. Das rührte sein Herz, mit gedämpfter Stimme hub er an: »Nehmen Sie vorlieb, sättigen Sie sich.“ Eduard fing an zu essen, während deß lenkte Waldemar das Gespräch auf die Ursache seiner Gefangenschaft.

Nach einigen Zeichen des Mitleids, die Waldemar gab, und einigen wohlmeinenden Worten, die

er an Theresen in Deutschem, der Landessprache des Elsaß, richtete, rief Eduard in derselben Sprache aus:

»O, Ihr guten Leute, ich fühle Eure Theilnahme, sie erwärmt mich, aber sie reißt Wunden in mir auf, deren Schmerz mich an das Trostlose, Furchtbare meiner Lage mahnt. Welche Gefühle weckt Ihr in mir. — Ach, ich bin kein Verbrecher," seufzte er mit einem wehmüthigen Blicke nach oben.

Der Alte erstaunt über die Geläufigkeit des Engländers in der deutschen Sprache, sprach ihm Vertrauen ein; Therese näherte sich schüchtern, und horchte aufmerksam auf die Worte des Unbekannten.

»Ich muß es Ihnen entdecken," begann dieser wieder, »wie ich Ihrer Tochter in die Augen blickte, wie ich Sie neben Ihnen in gefälliger Leichtigkeit beschäftigt sah, da war es, als wenn die Vergangenheit ihr Grab öffnete, und alle überstandenen Leiden aus ihr herauf stiegen und in gedrängter Schar über mich herstürzten. Und doch liegt auch darin etwas Wohlthuendes. Wie Ihre Tochter, habe

ich eine Schwester: sie hat dasselbe seelenvolle Auge alle Geberden stellen sie mir dar; o, und mein alter Vater, ich sehe ihn wieder in Ihnen; mit Sehnsucht breiten sie die Arme nach mir aus, wer weiß, ob sie der Gram nicht niedergebeugt hat."

Eduard stockte, über Theresens Wangen flog ein leichtes Roth, der Alte rückte mit seinem Stuhle näher und bezeigte seine Begierde, das Nähere zu wissen. Jener fuhr nach einigen Augenblicken ruhiger fort:

„Es sind nun zwey Jahre, als unser Schiff ein englisches, auf dem ich, bis dahin Hauptmann eines ostindischen Regiments, zurückkehrte, den vaterländischen Küsten zusteuerte. Einst standen alle auf dem Verdecke; wir glaubten schon Thürme des Hafens im Morgenroth blinken zu sehen, jauchzend begrüßten wir sie; jedem schlug das Herz einem theuern Angehörigen entgegen; ich aber war vor Wonne außer mir, denn eben vor meiner Abreise hatte ich einen Brief von meinem alten Vater erhalten, dem einige zärtliche Worte von meiner Schwester beygefügt

waren. Er sprach nur von einem Glücke, der Erfüllung eines Wunsches,' mich vor seinem nahenden Ende noch einmal zu umarmen und das Verlangen meiner Schwester, die ich in ihrem dreyzehnten Jahre verlassen hatte, war so herzlich, so liebevoll, daß süße Erinnerungen, freudige Erwartungen meine Seele ganz umfaßten und mit ihr zum heimischen Gestade hinüber flogen. Da — empörte sich das Meer, die Wellen schlug ein plötzlicher Sturm vor uns in die Höhe, daß uns die ersehnte Küste entschwand; wir wurden weit zurückgeworfen, alle Anstrengungen des Steuermanns und der Mannschaft waren umsonst, wir trieben den ganzen Tag umher und am Abend wurden wir gegen Land geschleudert, aber gegen welches? — Unsere Landsleute, Freunde, Verwandten warteten nicht unser, ein gräßliches verworrenes Geschrey schallte durch die undurchdringliche Dunkelheit, wir sahen uns umringt von Menschen, die wir nicht kannten; wir waren in die Gewalt unserer Feinde gefallen. Am folgenden Morgen, wie die Sonne unser Unglück

beschien, wurden wir gefangen abgeführt nach verschiedenen Richtungen; der einzige Trost, gemeinsam unser Elend zu tragen, ward uns nicht verstattet. Mich brachte man tief in das Innere Frankreichs auf eine kleine Feste. Hier einsam, verlassen, erfüllte mich stets der Gedanke an meinen sehnlich wartenden Vater und meine Schwester, ich dachte nur an meine Rettung, um sie wieder zu sehen."

»Aus einem süßen Traume, in dem sie mir beyde erschienen, erweckte mich einst der Schein der Morgenröthe, welcher durch die Gitter meines Gefängnisses fiel, als ich über mir das vaterländische Lied: Rule Britannia, anstimmen höre. Ich eile an das kleine Fenster und so viel es die enge Öffnung erlaubte, sehe ich an der glatten Wand des hohen Thurmes hinauf; ich sah niemanden, da ich aber nicht zweifeln konnte, daß es ein Landsmann sey, der gleiches Schicksal mit mir theilte, so strömte ich mein Entzücken in demselben erhebenden Gesange aus. Die hellere, frohere Stimme des Antworten-

den versicherte mich, daß ich gehört, verstanden war. So fanden sich in Tönen die für Freyheit schlagenden Herzen zweyer Menschen, die sich nicht sahen, nicht kannten; in der stillen Mitternacht pflogen wir Wechselgespräche über unser Schicksal und unsere Verhältnisse. Wir wurden bald brüderlich vertraut, ja um so vertrauter, je mehr unsere Freundschaft etwas, ich möchte sagen, Übersinnliches an sich trug. Oft habe ich gedacht, so müssen sich die Verklärten, der irdischen Hülle entledigten, jenseits des Grabes lieben; nur daß sich bey uns die Sehnsucht einstellte, uns von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Mit diesem Verlangen entspann sich zugleich ein Plan zu unserer Befreyung. Mein Landsmann wurde überdieß, ohne einmal Militär zu seyn, als Gefangener behandelt. — Ich war gesonnen, mit ihm nach Deutschland zu fliehn. Eine Nacht, vom hellsten Vollmonde beleuchtet, wurde dazu außersehen; der Glockenschlag zwölf war die Losung zu einem Werke, vor dessen Kühnheit ich bey dem Gedanken daran zurückschaudere. Mein Freund hatte

einen eisernen Stab, der sein Fenster verwahrte, mit einem großen Nagel, den er im Zimmer eingeschlagen gefunden hatte, zu zertheilen gewußt; er brach ihn jetzt aus, mit diesem Eisen und dem Nagel bewaffnet, trat er den gefährlichen Rettungsweg an. Den Nagel schlug er, so tief er mit der Hand reichen konnte, in die Mauer ein, er sollte ihm zum Tritt dienen. Ich meinerseits hatte den Stein, in welchem der eine Gitterstab etwas locker steckte, erweitert, ein kräftiger Druck hob ihn heraus; durch die entstandene Öffnung schob ich die Lehne des einzigen Stuhles, den ich in der Wohnung hatte, und indem ich ihn mit aller Kraft hielt, sprang mein Freund darauf, in mein Zimmer, und lag an meiner Brust."

„Nach den Ergießungen unserer schmerzlichen Freude trafen wir vereint die nöthigen Vorbereitungen, um an der tiefen Mauer hinab zu gleiten. Ich zog ein Seil hervor, das ich aus einem Stücke meines Bettes verfertigt hatte, mein Freund hatte auch ein gleiches, und überdieß ein Messer. Nun fielen wir

auf unsere Knie und im Angesichte des zutraulich lächelnden Mondes erhoben wir die Hände, gegenseitig in einander gefaßt, zum Unsichtbaren, und flehten ihn um seine unendliche Gnade an. Inbrünstig umarmten wir uns noch einmal und küßten dann die theuern Werkzeuge, an denen unser Schicksal hing. Der eine Nagel wurde von neuem eingeschlagen, an ihm war ein Seil befestigt; ich als der stärkere stieg voran, in der einen Hand den so viel als möglich zugespitzten Gitterstab meines Fensters; das täuschende Mondlicht, die Erhebung meiner ganzen Seele, das begeisternde Gefühl, nicht mir allein die Freyheit zu erwerben, sondern auch einem Freund, blendete mich gegen die schaudervolle Tiefe, in welche sich die hohe Mauer senkte. Kaum hatte ich den Fuß auf den Nagel gesetzt, so schwang ich mich geschickt an dem Seile hinab. Die Linke um das eine Seil gewunden, trieb ich mit der Rechten den eisernen Stab, an welchen das zweyte Seil befestigt war, in eine Lücke zwischen die Steine der Mauer. Wie ich auf diesen trat, gab ich ein Zeichen,

und mein Freund folgte. In diesem Augenblicke höre ich das fürchterliche: Qui vive! (Wer da,) einer nahen Schildwache; ein Schuß geht los und die Kugel saust vor meinen Ohren vorbey. Jetzt galt's Eile, hastig ergreife ich das zweyte Seil, gleite an ihm hinab; da fällt ein zweyter Schuß, ein vernehmliches Ach! und ein rasselndes Getöse bringen zugleich an mein Ohr. Jetzt übermannen mich alle Gefühle der Angst, der schreckenvollen Qual für meinen Gefährten, fast bewußtlos lasse ich das Seil fahren, und springe hinab und falle — o, das Wort erstirbt mir auf den Lippen — auf einen Leichnam, auf den meines Freundes. Schauderhaft spielten die Mondstrahlen in dem getroffenen Haupte, die offenen Augen blickten mich starr an, die Wange bleich, wie das sie umströmende Licht. Aber mitten in der fürchterlichen Marter, mit welcher mich alle Schmerzen zerrissen, trieb es mich, ich weiß selbst nicht wie? auf von dem Leichname und ohne Besinnung weiter; da noch ein Schuß — hätte er mich doch niedergestreckt, daß ich gefolgt wäre der Seele meines

Freundes in eine lichtere Welt — aber die Kugel fuhr mir durch den Rock; das Leben, diese schwere, mir jetzt n o ch schwere Last, blieb mir. Ich eilte fort durch einen Graben, eine Mauer trat mir in den Weg, da ich aber auf eine morsche Stelle gerade stieß, so überkletterte ich sie leicht, und so entkam ich glücklich. Es war nach Monaten das erste Mal, daß ich frey athmete; die frische Morgenluft wehte mir die süße Freyheit zu, die ganze Natur voll des freudigsten und reichsten Lebens lud mich zu ihrem Gebrauch ein; das Morgenroth, welches den Himmel im Osten klärte, und über dem im hellsten Glanze der Stern der Liebe leuchtete, die linde säuselnden Bäume, die thauigen Wiesen, der einsame Vogel, welcher zwitschernd sich in den Zweigen regte, alles tönte den Namen Freyheit. Aber die lang entbehrte war meine Brust nicht geeignet, zu fassen, zu der süß schmeichelnden Harmonie war sie nicht gestimmt, da ihr der Gegenklang in Freundes Brust fehlte. Bald erinnerte mich auch das nahende Tageslicht, daß es noch Verfolger gäbe, daß mich noch viele

Gefahren umringten; ich suchte daher nach Schlupfwinkeln. So drang ich des Tags in die dichtesten Wälder, des Nachts betrat ich einsame Pfade, nach den Gestirnen schauend, um nach ihrer Weisung die Gränzen von Deutschland zu erreichen. In der Mitte von Gefahren, Hindernissen, Entbehrungen aller Art, begleitete mich ein freundliches Geschick, denn unzählige Mal war ich nahe daran, entdeckt zu werden, doch gerade in denen fand ich ein menschliches Herz, in welchen ich es am wenigsten vermuthet hatte. Köhler, arme Jägerbursche, Holzschläger, Leute, die, wenn sie mich angaben, ihr Glück, so zu sagen, hätten machen können, theilten mit mir ihr schwarzes Brot, und leiteten mich auf die verborgensten Pfade. In diesem Elend, als ich Wurzeln aus der Erde zu meiner Nahrung zog, lernte ich die menschliche Natur von einer Seite kennen, die sich dem in Üppigkeit Schwelgenden neidisch verbirgt. Nach langem Hin- und Herirren merkte ich mich endlich dem Ziele nahe; ich hörte Deutsch reden, diese Sprache, welche ich mit der

Muttermilch eingesogen hatte — denn meine Mutter war eine Deutsche — tönte mir jetzt eine farbenreiche Vergangenheit, und die Hoffnung einer glänzenden Zukunft zugleich zu. Wie zerrannen die goldenen Bilder!"

„Gestern früh hatte ich mir eben ein Obdach gesucht in einem dichten Gebüsche, da vernehme ich Geräusch, kurze Zeit darauf kommt ein Hund herbey gesprungen. Dieser, mich bald gewahr werdend, fängt an zu bellen; alles Anlocken, alles Schmeicheln, hilft nichts, ihn zu beruhigen; unterdeß nähert sich ein gut gekleideter Mann, mit einer Flinte in der Hand, nach seiner Kleidung ein Gutsbesitzer aus der Gegend. Mir blieb nichts übrig, als aus meinem Schlupfwinkel hervor zu gehen; ich that es, und zutrauensvoll rede ich den Unbekannten an. In wenig Worten entdecke ich mich ihm und bitte ihn um den einzigen Gefallen, still vorüber zu gehen, als hätte er mich nicht bemerkt. Er, statt aller Antwort, pfeift, ein Jäger erscheint; sie bemächtigen sich meiner, und führen mich durch den Wald,

durch Kornfelder auf ein Dorf zu. Wir treten in ein prächtiges, einem Schlosse ähnliches Gebäude. Noch kann ich des Trostes nicht entsagen, in dem schweigenden Unbekannten einen edelmüthigen Beschützer gefunden zu haben: er aber, als er den Hof betritt, zeigt sich als einen Verräther, indem er mich den Landwächtern ausliefert. So war die theuer erkaufte Freyheit eine luftige Erscheinung, die nun auf immer zerronnen ist." — Eduard schwieg.

Theresen war während der Erzählung die Arbeit aus den Händen gegleitet; eine Thräne nach der andern stahl sich über die bald rothen, bald bleichen Wangen; wie ihre Theilnahme stieg, hatte sie sich an Marien gedrängt, deren Spinnrad anfangs langsamer und langsamer ging, und endlich still stand. Der Vater, in Miene streng, im innersten Herzen aber weich, suchte vergebens seine Rührung zu verbergen; von ihr überwältigt, sagte er:

»Sie dauern mich, ich habe eine traurige Pflicht, was sie mir aber gestattet zur Milderung ihres Zustandes, darauf können Sie rechnen; Sie werden

müde seyn, schlafen Sie ruhig. Hiermit führte er selbst Eduarden zwey Treppen hinauf in ein zwar enges, doch reines und luftiges Zimmerchen," sagte: „gute Nacht" und schloß sorgfältig hinter ihm zu.

Theresen kam die Geschichte nicht aus dem Sinne. Es war das erste Mal in ihrem einfachen spiegelklaren Leben, daß das Schicksal mit seinen Schrecknissen ihr so nahe getreten war; so bewegt, im Innersten erschüttert, war sie nie gewesen. Die Nacht hindurch kamen ihr die Bilder mannigfaltig durch einander gewirrt im Traume vor; sie sah Abgründe von Leichen gefüllt, dichte Wälder, Jäger, die unaufhaltsam einem Wilde nachjagen, hohe Schlösser, aus denen Jammertöne klangen.

Den andern Morgen trug Theresen der Vater auf, zugleich mit Marien die Pflege des neuen Gefangenen zu übernehmen, und ermahnte sie, mit Sorgfalt dieß Geschäft zu verwalten. Wie wenig bedurfte es bey ihr dieser Ermahnungen, sie hätte eher ihrer selbst vergessen, als des Unglücklichen. In Begleitung Mariens brachte sie ihm täglich das

Mittags- und Abendessen, jeden seiner Wünsche suchte sie zu errathen, und am meisten freute sie sich, wenn er sich freute. Für Eduarden war sie ein Engel, die Spuren der erlittenen Mühen schwanden allmählich von seinem Gesicht, seine Wangen rötheten sich wieder, und die schönen freundlichen Züge traten in männlicher Blüthe hervor. Auch konnte er wieder recht munter und fröhlich seyn. Zuweilen fand ihn freylich Therese nachdenkend auf den Ellbogen gestützt, mit starrem Blicke durch das kleine Fenster seines Zimmers, das nach Norden ging, schauen, als wenn ihm von da Etwas zuwinke; wie sie dann herein getreten war, ohne daß er es zu merken schien, so betrachtete sie ihn lange schweigend, und weckte ihn endlich süß flüsternd durch eine theilnehmende Frage aus seinen Träumen.

Dann erzählte er ihr wohl von seiner Schwester, wie sie auch so blonde Locken, so blaue Augen habe, wie sie; von seinem Vater, der in einem weiten, einsamen Schlosse wohne; unerschöpflich war er in Schilderung des Insellandes, welches so vieles

Seltene, in andern Ländern kaum Geahnte in sich schließe. Aufmerksam folgte Therese seinen Reden, sie bisweilen mit dem Ausrufe unterbrechend: „Wenn ich doch auch das schöne England sehen könnte;" schmeichelnd bat sie wohl, ihr einiges in seiner Landessprache zu sagen, von der sie bald Mehreres auffaßte. So vergingen viele Tage. Einst fand sie ihn aber über die Maßen traurig; Anfangs getraute sie sich nicht, nach der Ursache seines Kummers zu forschen, doch wagte sie es endlich. Da gestand er ihr denn, es sey heute der Geburtstag seines Vaters, mit bleichem Antlitz sey er ihm die vorige Nacht im Schlafe erschienen, und habe ihm die Worte zugelispelt: „Lebe wohl;" wahrscheinlich sey das seine letzte Nacht gewesen, und er könne ihn nun nicht wieder sehen. Das ergriff Theresen nicht anders, als wenn es sie selbst und ihren eigenen Vater betreffe, und von der Stunde an dachte sie sich recht lebendig: Wie, wenn es möglich wäre, Sohn und Vater einander wieder zu geben, vielleicht wäre dieser noch am Leben, nur daß der Sohn verhindert ist, in

seine Arme zu fliehen. Ist es denn ein Verbrechen, diesem Unschuldigleidenden die Freyheit zu verschaffen? Risse man mich nun von meinem Vater und verwehrte mir, zu ihm zu gehen, würde derjenige nicht zu segnen seyn, der mich aus solchem Zwange befreyte? — Auf dem Spiegel ihrer unschuldigen Seele mahlte sich dieß Alles in so hellen, reinen Farben, daß es ihr endlich gar schön vorkam, seine Befreyerin zu werden, und es ihr däuchte, als wenn eine geheime Stimme ihr immer zuriefe: „Rette ihn." Zwar erhob sich dann wieder das bange Gefühl, ihr eigener Vater könne darunter leiden; aber in ihrer Unbekanntschaft mit den Verwickelungen der Welt, und der strengen Pflicht, kam ihr die Gefahr so geringfügig, dagegen die That so erhaben und belohnend vor, daß für sie keine Ruhe mehr war, ehe sie den Entschluß nicht ausgeführt. Alle Bedenken verstummten in ihrer einzig damit beschäftigten Einbildungskraft.

Eines Abends trug sie mit Marien das Abendessen dem Engländer etwas früher als gewöhnlich

hinauf; während sie den Tisch bereitete, legte sie den Schlüssel zur innern Thüre auf diesen hin, und warf Eduarden einen mitleidig bedeutenden Blick zu. Als Alles fertig war, sagte sie zu Marien: „Geh immer voran," diese wendete sich aber plötzlich um mit den Worten: „Ey, du hast ja den Schlüssel liegen gelassen." Indem nun Marie voran schritt, ergriff Therese diesen, sah Eduard noch einmal mit einem leisen: „Gute Nacht" an, und schloß mit großem Geräusche die Thür zu. Wie Eduard der Scheidenden noch nachsieht, kommt es ihm vor, als wenn draußen der Schlüssel wieder leise herumgedreht werde; zwar hält er es für ein Spiel seiner Sinne, aber neugierig nach der Ursache, geht er hin, um nachzusehen; er drückt auf die Klinke und — die Thür öffnet sich. In der Freude dieser Entdeckung zieht er sie leise wieder an, und überläßt sich der süß schmeichelnden Hoffnung, sich zu befreyen. Als einen Zufall kann er es nicht ansehen, sondern indem er glaubt, daß der Vater selbst ihm diesen Wink gebe, beruhigt er sein Gewissen, das ihn vor Un-

dankbarkeit gegen seinen mitleidigen Wirth warnen will.

Um Mitternacht rafft Eduard zusammen, was er bedarf, legt einen Brief auf den Tisch, und schleicht in Gottes Namen aus dem Kerker. Unentdeckt wandelt er durch die stille Nacht, steigt er über die Mauer, und mit einem dankenden Blicke zu den Gestirnen, eilt er auf den Flügeln der Freyheit der nahen Gränze der Schweiz zu. Diese erreichte er auch glücklich, und nachdem er sich in Bern heimlich mit Kleidern und Geld versehen hatte, reis'te er nach Wien, um von dort aus nach seinem Vaterlande zurückzukehren.

Den folgenden Morgen war Therese mit Herzklopfen in das Gefängniß getreten. „Gottlob!" rief sie aus, als sie es leer fand. Den Tag über wußte sie geschickt Eduard's Entweichen vor ihrem Vater zu verbergen. Im Innern aber war sie voller Angst, denn zu der Besorgniß, ob der Befreyte auch glücklich entkommen sey, gesellte sich die steigende Furcht, es könne doch ihrem Vater zu großem Schaden ge-

reichen. Daher faßte sie sich den zweyten Tag ein Herz, und ging, ohne ihrem Vater ein Wort zu sagen, in der Frühe zum Commandanten in die Stadt. Mit kindlicher Aufrichtigkeit entdeckte sie diesem das Vorgegangene, und schloß ihr Geständniß also: Ich bin allein schuldig, mein Gefühl trieb mich: ich muß allein Strafe leiden, mein Vater weiß diesen Augenblick noch nichts von der Sache, ihm können Sie es also nicht entgelten lassen. Der Vorfall wurde genau untersucht; die Unschuld Waldemar's, der nie eine seiner Pflichten verletzt hatte, lag am Tage, für Theresen aber, welche zudem wegen ihres Alters noch nicht der Strenge der Gesetze unterworfen seyn konnte, sprach das Mitleid. Mit einem Verweise wurde sie entlassen.

Von Eduard's Schicksal erhielten seine Wohlthäter zunächst keine Kunde: wenn sie auch nicht zweifeln konnten, daß er seinem Vaterlande und seinen Angehörigen wiedergegeben sey, so mußten sie doch glauben, daß ihn die Wogen des Kriegsgetümmels an sich gerissen, und wer weiß wohin?

geschleudert hätten. Wurden sie doch bald selbst von ihnen in ihrer friedlichen Einsamkeit berührt.

Durch den unerwartetsten Wechsel der Ereignisse wurde dieselbe Kriegsfackel, welche die Franzosen von Lissabons Höhen bis zu Moskaus Zinnen mit furchtbarem Ungestüm entzündet hatten, auf ihre eignen Städte und Dörfer zurückgeschleudert. Die Heere der Verbündeten drangen in Frankreich ein: die gesegneten Fluren des Elsaß wurden zuerst der Schauplatz des Krieges. Waldemar und Theresen bewegten verschiedene Empfindungen, als die fremden Krieger sich auch ihrem alten Schlosse näherten: der Vater, in die Zeiten seiner eignen kriegerischen Laufbahn zurück versetzt, beobachtete sie mit stillem Staunen, das sich in den Ausruf auflöste: „Wer hätte sich das je vorgestellt!" Theresens Herz schlug von Furcht und Hoffnung höher, denn das Gemisch der mannigfachen Uniformen brachte ihr die Gestalt des geretteten Engländers lebendig vor die Seele. Unterdessen entspann sich der hitzigste Kampf: glück-

licherweise dauerte er nicht lange, denn die Einnahme von Paris führte schnell den Frieden herbey.

Jetzt ließ sich von Eduard mit Sicherheit Nachricht erwarten, wenn er noch am Leben war. Allein es erfolgte keine: was blieb nun anders übrig, als ihn zu den Todten zu zählen. Dem Gedanken konnte Therese nicht Raum geben, daß er leichtsinnig seine Retter vergessen habe. Konnte sie doch selbst ihn nicht vergessen! Dieß wurde sie nur zu sehr inne, als der Krieg sich wieder erneuerte, und sie vernahm, daß auch ein englisches Heer in nicht großer Ferne an Frankreichs nördlichen Gränzen stehe. Es ist bekannt, welche Tapferkeit dieses in der Schlacht von Waterloo bewies, und wie erst dann nach dem gänzlichen Sturze Napoleons die Ruhe der Welt wieder hergestellt wurde.

Etwa einen Monat nach diesen glücklichen Vorfällen, hielt eines Tages an dem Berge, auf welchem Waldemar's Schloß lag, ein eleganter Reisewagen. Ein Herr, in einen grünen Frack gekleidet, stieg mit einer verschleyerten Dame aus: sie schlugen

den Weg ein, der sich zu der Höhe hinaufschlängelte: der Herr blieb von Zeit zu Zeit stehen, und schien die Dame auf die Umgebungen aufmerksam zu machen. Er läutete am Schloßthore, und fragte nach dem Aufseher. Dieser kam, grüßte ehrerbietig die Reisenden, und bot seine Dienste an. „Guter, lieber Alter," rief der Herr aus, nachdem er jenen einige Augenblicke betrachtet hatte, „kennen Sie Ihren Gefangenen nicht mehr, den englischen Officier: er verfügt sich jetzt in Ihren Gewahrsam zurück: gewiß hat er Ihnen viel Kummer verursacht." — Waldemar konnte vor Verwunderung keine Worte finden. — „Wo ist Ihre Tochter, wo ist Therese?" — „Therese, Therese," rief nun der Alte freudig. — Diese war eben in der Küche beschäftigt: sie eilte herbey, hocherröthend trat sie vor die Fremden, von deren Ankunft sie nichts wußte. „Auch Sie erkennen mich nicht:" redete sie jener an, „Sie, der ich meine Freyheit, mein Glück verdanke." — Die tief ergriffene Jungfrau schlug schüchtern die Augen nieder, und konnte sich erst fassen, als sich die Dame ihr

näherte, und im gebrochenen, doch angenehmen Deutsch sagte: „Auch ich bin Ihnen Dank schuldig, edelmüthiges Mädchen: Sie sehen mich zwar heute zum ersten Male, halten Sie mich aber für ihre Freundin." Sie schloß Theresen in ihre Arme, während Eduard's Augen mit Rührung und Vergnügen auf der schlanken Gestalt seiner Retterin ruhten. Die einfache häusliche Kleidung verhüllte nur leicht ihre Reize, die in der Zwischenzeit in aller Fülle aufgeblüht waren: sie war hoch aufgewachsen: ihre zarten Züge hatten an Ausdruck gewonnen: das frische Roth der Wangen wurde durch die sittsame Scheu in diesem Augenblicke freudiger Verwirrung anmuthsvoll gehoben: ihre blauen Augen, als sie wagte, sie aufzuschlagen, waren belebter als je.

Man verständigte sich nun gegenseitig. Eduard war glücklich in England angekommen, wo er Vater und Schwester noch am Leben fand. Nur kurze Zeit verweilte er aber auf dem Boden der Heimath: von kriegerischem Eifer getrieben, nahm er eine Anstellung in Wellington's Heere, und machte die letzten

Feldzüge in Spanien mit. Beym Abschluß des ersten Pariser Friedens kam er, zum Major befördert, in die Festung Gibraltar zu stehen.

Seiner Wohlthäter stets eingedenk, bestrebte er sich jetzt angelegentlich, ihnen Beweise seiner Erkenntlichkeit zu geben, woran ihn bisher die Hemmung des Verkehrs verhindert hatte. Jedoch vergebens erwartete er Antwort auf seine wiederholten Briefe: sie mußten liegen geblieben oder verloren gegangen seyn. Kurz vor dem Wiederausbruche des Krieges erhielt er Nachricht von dem nahen Tode seines Vaters, der ein begüterter Edelmann war. Er nahm Urlaub, und ging nach England, fand aber diesen bey seiner Ankunft schon verschieden. Er war nun Herr eines ansehnlichen Vermögens: jedoch die Aussicht auf behagliche Ruhe hielt ihn nicht ab, wieder zu den Fahnen seiner Kampfgenossen zu eilen, die sich eben in den Niederlanden sammelten. Er näherte sich den französischen Gränzen, nicht ohne Hoffnung, nun auch eine andere heilige Pflicht erfüllen zu können, und kaum war Paris zum zweyten

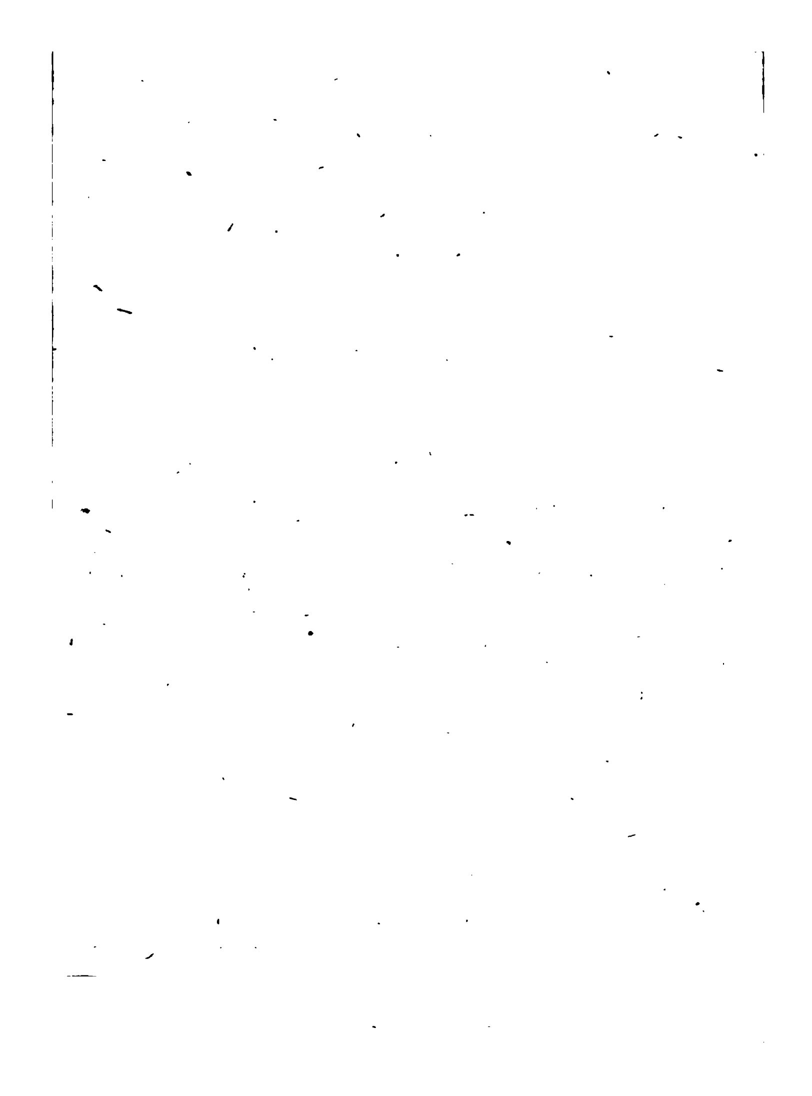
Mäle eingenommen, so traf er zu diesem Behufe die nöthigen Anstalten.

Wie erstaunte er, am Ziele seines Bestrebens so viel Widerstand zu finden! Waldemar schlug standhaft jede Vergeltung aus, nur mit Mühe konnte er bewogen werden, ein Geschenk von mäßigem Werthe anzunehmen.

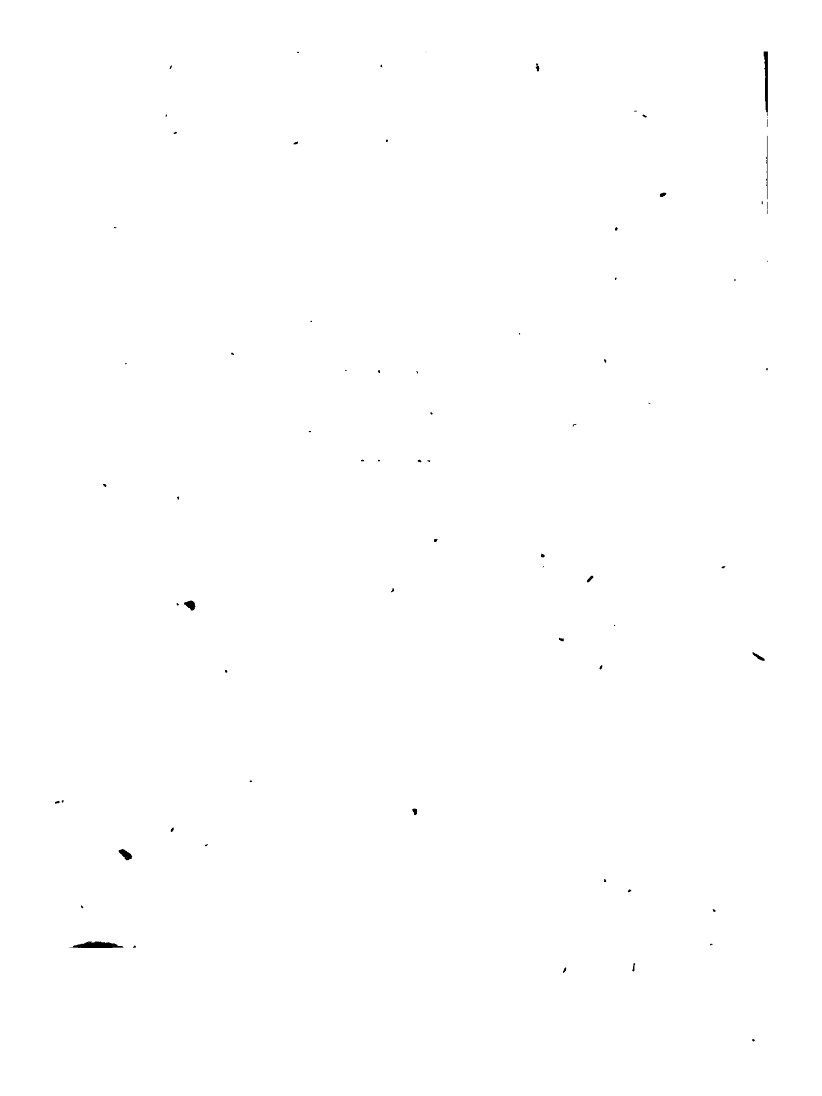
Eduard gefiel sich in der stillen Zurückgezogenheit: er erbat sich von dem Alten ein Paar enge Zimmer, und verweilte von einem Tage zum andern. Man konnte diese freywillige Wahl einer Sonderbarkeit, wie sie seiner Nation eigen ist, zuschreiben, oder dem Andenken an seinen hiesigen Aufenthalt, oder einem natürlichen Hange zur Einsamkeit: doch gab sich bald ein näherer Grund zu erkennen. Mit Wohlgefallen folgten seine Blicke dem häuslichen Wirken Theresens: in ruhiger Ordnung verrichtete sie die Arbeiten mit Marien, die noch bey ihr war, und ihren Untergebenen: dabey herrschte Anstand und Sittsamkeit in ihrem Wesen. Wiewohl sie in den Wendungen der feinern Welt durchaus unerfahren

war, so fehlte es ihr doch nicht an Geist, eine Unterhaltung angenehm fortzusetzen, und nicht an Laune, sie heiter zu machen. In Eduard gesellte sich zu dem Gefühle der Dankbarkeit sichtlich eine innigere Neigung. Er gestand sich endlich, daß ihm zu seinem wahren Lebensglücke eine solche theilnehmende Gattin mangle: nur hegte er Bedenken, ob Therese gleiche Gefühle mit ihm theile, besonders da er beträchtlich älter als sie war. Doch gab ihm schon das einen Wink, daß sie angelegentlich nachforschte, wer die Dame in seiner Begleitung sey: absichtlich hatte er anfangs in Zweifel gelassen, ob man sie für die Gemahlin oder Schwester halten solle. Bald ließ es sich nicht mehr verhehlen: unverkennbar sprachen aus Theresens Mienen die Freude, als sie das letztere vernahm. Beyder Herzen näherten sich immer mehr, und der alte Vater war unendlich gerührt, als Eduard seinen Antrag eröffnete. Aber auf keine Weise war er zu bewegen, sein eben nicht freundliches Amt niederzulegen: nur der Tod solle ihn von dem lange behaupteten Posten ablösen. Doch auch Theresen

war es unmöglich, ihren guten Vater allein zu lassen: sie war überzeugt, daß er keine einzige heitere Stunde ohne sie haben würde. Eduard, entzückt, Theresen die Seinige zu nennen, gab gern nach: er nahm seinen Abschied, und ließ sich nach der Vermählung in dem nahen Städtchen nieder. Zuweilen machten sie kleine Reisen in die schönen Umgegenden: wenn dieß aber nicht war, so erfreute Therese täglich ihren alten Vater durch ihre Gegenwart: Eduard's Schwester, Valentine, sanftmüthig und anspruchslos, in welcher auch sie eine Schwester gewann, leistete ihr stets Gesellschaft. Marie, von Theresen ausgestattet, hatte unterdeß auch einen braven Mann beglückt. Erst nach des alten Waldemar's Tode, der nach zwey Jahren erfolgte, gingen die Beglückten nach England über.



Reise-Abenteuer in der Umgegend des Montblanc.



Wir sahen nach so vielen Anstrengungen und Beschwerlichkeiten auf unserer Reise von Genf nach dem Chamouny-Thale zur Belohnung nichts, als — Wolken, welche der zornige Montblanc über uns ergoß, und uns so den Anblick seiner Riesenstirn entzog. Unsere Standhaftigkeit wurde durch diesen mißlungenen Versuch nicht wankend gemacht.

Wir gingen von Genf über Lausanne nach Vevay. Der Himmel, welcher, die einzige Untreue im Chamouny-Thale abgerechnet, auf unserer ganzen Reise alle erfreuenden Ansichten der Schweizergebirge mit seinem schönsten Lichte beleuchtet hatte, war uns auch jetzt günstig. Die heitere Gegenwart machte uns die kurze Unannehmlichkeit der Vergangenheit vergessen. Wenn Lausanne seinem weit verbreiteten Ruhme in unsern Augen nicht entsprach,

so zog uns desto mehr das paradiesische Vevay an, welches an einem Einbug des Sees, im Schooße üppiger Hügel friedsam lächelt. Wir genossen hier glückliche Tage; endlich mußten wir an die Abreise denken. Am letzten Abend vereinigten wir noch einmal alle Erinnerungen auf einem Spaziergange am Ufer des Sees. Während die sinkende Sonne große Feuersäulen auf den Wasserspiegel hin warf und das Städtchen mit seinen Hügeln in milden Abendglanz tauchte, starrte uns auf dem jenseitigen Ufer die Nacht der savoyischen Felsen entgegen. In diesen Anblick versunken, rief ich gegen die übrige Gesellschaft aus: „Könnten wir über diese dunkeln Felsen schauen, so würde uns der Montblanc im schimmerndsten Lichte strahlen. Ohne ihn in seiner ganzen Größe gesehen zu haben, sollen wir nun dieses Land vielleicht auf immer verlassen, und jetzt ist er uns noch so nahe! Dieser Gedanke steigt vor mir dunkler und trauriger als jene Felsenmassen auf. Was gilt's! Reisen Sie morgen immer nach Bern zurück; ich, ein rüstiger Fußgänger, dringe durch

das Wallis über den Col de Balme noch einmal in Chamouny ein; alle Vorbedeutungen sind günstig, heiter und unumwölkt sinkt die Sonne hinter den Jura, ein anhaltender Ostwind weht — in einigen Tagen habe ich Sie wieder eingeholt, und theile Ihnen meine Genüsse mit." Alle billigten meinen Entschluß, und bedauerten, mich nicht begleiten zu können.

Der schönste Augustmorgen brach an. Wir waren schon früh alle reisefertig, um uns nach verschiedenen Seiten zu trennen. Nach dem Frühstücke hing ich meine Reisetasche um, und trat zu den übrigen, um Abschied zu nehmen. „Legen Sie nur wieder ab," sagte Frau von H.., „sparen Sie Ihre Füße auf ein ander Mal. Sie fahren mit uns." — Betroffen hielt ich an. — „Oder vielmehr," fuhr Frau von H.. fort, „wir fahren mit Ihnen." — „„Wohin?"" — „Auch nach Chamouny." — „„Allein auf dieser Straße gehen die Wagen nur bis Martigny, dann muß man zu Fuß gehen oder reiten."" — „Nun

wir fahren im Sinne der Schweizer *), wir nehmen dann Maulesel." — Mein Erstaunen war eben so groß als mein Entzücken.

Wir verließen Vevay, und fuhren die Straße hoch am Ufer des Sees über Clarens nach Montreux; das ungemein anmuthige Dorf liegt in einem tiefen busigen Thale den Berg hinauf; eine geräumige Tropfsteinhöhle, durch die ein hoher Baum gewachsen ist, blickt oben aus grünenden Wiesen, und mehrere Bäche, welche an ihren Ufern Tropfstein ansetzen, bringen den unten liegenden Häusern Wasser zu. Tiefer, wo der See enger wird, liegt die Stadt Villeneuve.

Neben den berühmten Salzbergwerken von Aigle gelangt man nach St. Maurice, am Eingang von Wallis. Auf diesem Wege erheben sich, je

---

*) In den hohen Gebirgen der Schweiz wird fahren wie das französische aller auch von der Bewegung zu Pferde gebraucht, daher muß man in seinen Fragen bestimmt sich ausdrücken, um nicht die eigene Täuschung auf Rechnung dieser wahrhaften Gebirgsbewohner zu setzen.

mehr sich der See verengt, und je mehr man sich dem Einfluß der Rhone nähert, die Berge zur Seite steiler; kleine Wälder von Kastanienbäumen hängen an ihnen herab; mannigfacher Anbau hat das Thal benutzt, das der See durch allmähliches Zurücktreten geschaffen hat; die Trümmer einiger Burgen deuten auf die Vorzeit und erinnern, daß die Geschichte dieser Gegenden bis vor Christi Geburt zurückgehe, wo die Römer hier Schlachten lieferten.

Welch anderes Antlitz hat Alles, wenn man sich der kleinen Feste St. Maurice nähert. Die gegenüber stehenden Bergreihen, die erst so fern waren, kommen sich hier so nahe, daß sie ein Thor verschließt; hohe Felsenwände schauen drohend über die Stadt, unten schäumt die Rhone, welche das 30 Stunden lange Wallis durchströmt hat. Wer sollte glauben, daß dieser Wildstrom, der, wie alle Gewässer, die aus Gletschern entspringen, eine schmutzig weiße Farbe hat, einige Meilen tiefer blau wie der reinste Aquamarin, und durchsichtig wie Krystall aus dem See bey Genf sich ergießt. Hier wälzt

sie noch allen Schlamm ihrer Entstehung mit sich, den sie im Grunde des Sees ablegt. Steht man auf der Brücke, welche über den Fluß führt, zwischen den beyden Thoren, welche die gegenseitigen Gränzen sperren, und blickt man vorwärts zwischen den Bergmassen die mächtigsten Felsgipfel hinan, so bemerkt man gleich, daß hier eine Thalbildung eigener Art beginnt. Dieses längste Thal der Alpen dehnt sich zwischen den höchsten Gebirgen bis gegen Martigny, wo die Straße nach dem St. Bernhard führt, in gerader Richtung, und macht dann eine Art Ellbogen gegen St. Maurice. Ehe die Straße über den Simplonberg durch dasselbe angelegt wurde, war es, indem die einzigen beyden Zugänge im Thale zu St. Maurice und zu Valorsine durch Thore geschlossen sind, ein wahrhaft geschlossener Staat. Reich an Erzeugnissen eines südlichen Himmels, fast noch unbekannt in einigen seiner Rebenthäler, vermöchte es einem genügsamen Völkchen den glücklichsten Zustand zu bereiten. Am Eingang ist es mehr furchtbarschön als

anmuthig und reizend. Die Rhone drängt sich durch und über Steine; die sandigen schmalen Ufer bedeckt Gesträuch, und zerstreut ragen einzelne Fichten heraus, die in ihrer Krone den italiänischen Pinien gleichen. Aber die erhabenen Umgebungen fesselten unsere Blicke. Der St. Bernhard lag vor uns' einzelne Wolken lösten sich von seinem Scheitel, der Wind trieb sie aus dem Gebirge heraus, und dicht über unsern Häuptern an dem Dent de Midi und Dent de Morcle zerflossen sie in die tiefe Bläue des Himmels. Nach der Gebirgswetterkunde ein gutes Zeichen, das auf schönes Wetter deutete. Kaum waren wir einige Stunden längs der Rhone gefahren, so hatten wir den imposanten Wasserfall von Pisse-vache vor uns. Wie fast alle Wasserfälle der Alpen hat auch dieser sein Eigenthümliches. Man könnte glauben, in dem Riesen aller Wasserfälle, dem majestätischen Rheinfalle, alle übrigen der Schweiz vereinigt zu sehen, so wie dieser Strom die meisten Wasser derselben verschlingt; doch dem bin ich genöthigt zu widersprechen. Ge-

wöhnt an die Cascaden unserer Parks, an die Silberfäden der Theater, und mißgeleitet durch die Hand solcher Künstler, welche Natur und Kunst durch einander werfend, nicht begreifen, daß die Kunst nur dann die Natur erreichen kann, wenn sie sich nicht unterfängt, diese in allen Erscheinungen wieder zu geben, bringen wir gewöhnlich falsche Begriffe mit in jene großen Werkstätte der Erde, wo auch in den Wassergüssen mannigfaltiges Leben rauscht. Ein Bewohner der Ebene, plötzlich in das Lauterbrunnenthal im Berneroberlande versetzt, würde kaum seinen Augen glauben, daß sie ihm etwas Irdisches zeigen. Gegen zwanzig Wasserfälle, größere und kleinere, stürzen von 600 — 900 Fuß hohen senkrechten Felsen, und spielen eine immerwährende Wassermusik; aber vor allen glänzt der Staubbach wie Strahlenduft frey in der Luft, indem er oben von dem 900 Fuß hohen Felsen abspringt. Keiner hat so etwas Zauberisches, wie er. So zeigt jedes Thal seiner eigenthümlichen Beschaffenheit nach einen andern Fall seiner Bäche; bald tröpfeln sie in

Tausenden von Perlen am Felsen nieder; bald flies-
sen sie, wie in Fäden, die sich dann wieder in Kno-
ten vereinigen und wieder theilen, herab; bald,
wenn der Abhang allmählich ist, stürzen sie stufen-
weise, und bilden 10 — 13 Fälle nach einander,
aber jeden wieder verschieden; der eine rollt über
die Felsen, der andere gräbt und wirbelt sich tief
in's Gestein, dort sprudeln die Wellen wie aus ei-
nem Kessel heraus, hier lösen sie sich ganz in Schaum
auf. So unterschied sich die Pisse-vache beym
ersten Blicke von allen andern, die wir bisher ge-
sehen hatten. Der sehr wasserreiche Bach stürzt an
einer 200 — 300 Fuß hohen Felsenwand herab, erst
in einem breiten Strahle, dann fällt er auf einen
Absatz, und zerspringt in wohl gegen 100 stärkere
und schwächere Strahlen, die sich dann am Boden
wieder vereinigen. Von der Sonne beschienen, zeigen
sie mehrere Regenbogen.

Nachdem wir hierauf über einen Wildbach gesetzt
hatten, der aus einer hohen Felsenkluft hervor
bringt, that es unsern Augen wohl, auf einem Ge-

genstande minderer Grösse ruhen zu können. Ein alter Thurm auf einem Hügel, Trümmer von der ehemaligen Burg der Bischöfe des Landes, beherrscht einen grossen Theil von Wallis. Bey ihm vorüber, erreichten wir bald Martigny, von wo man die Wägen zurück schicken muss, weil der steilere Weg nur für Einzelne gangbar ist.

Bis die Maulthiere, jedes mit seinem Führer, herbey geschafft waren, verging eine geraume Zeit, zu deren Ausfüllung wir die Merkwürdigkeiten des Orts in unserm Wegweiser nachschlugen. Zu dieser kärglichen Kost nahmen wir selten unsere Zuflucht, da die Natur hier aus ihrem überschwenglichen Füllhorn die Befriedigungen aller Sinne unermüde ergiesst, und jeder Landmann über das etwa Unbekannte eine genügende Erklärung gibt. Für diessmal fanden wir nichts als Kretins und feurigen Wein. Wir sahen uns nach den erstern im Orte um, erblickten aber keinen einzigen, herzlich froh, diesen Entartungen der Menschheit da nicht zu begegnen, wo wir nach allen Angaben eine grosse Menge fürch-

teten. Durstig und ermüdet versuchten wir die zweyte Merkwürdigkeit, den feurigen Wein, dieser hatte aber auch zu unserm Glücke so wenig Feuer, daß er uns vielmehr bey der großen Hitze abkühlte.

Die Maulthiere kamen. Es ging die nach und nach steigende Höhe hinan, von der seitwärts zur Linken der Weg zum St. Bernhard führt. Einige Engländer schlugen ihn eben ein; sie trugen Jagdflinten, wahrscheinlich um Gemsen zu schießen, die sich aber der Neugier der Reisenden nicht so leicht zur Schau stellen; auf meiner ganzen Reise durch die Schweiz, auch in den höchsten Gebirgen, habe ich nie eine zu Gesicht bekommen. Wir erinnerten uns hierbey an jenen Holländer, der aus dem ersten Schweizer Wirthshaus, das er betrat, nach den nächsten Bergen lorgnettirte, mit der trockenen Frage an seinen Wirth: Wo sind denn die Gemsen?

Es war uns, als wenn wir italiänische Luft einathmeten, so duftig war Alles um uns, ein so tiefes magisches Blau senkte sich auf die Berge, die

von der üppigsten Vegetation strotzten. Wie nun die einzelnen Häuser am Wege immer seltner wurden, eine lautlose Stille uns umfing, so theilte sich diese auch unsern Gemüthern mit; wir sahen den Abendstern herauf schimmern, ohne Grau'n auf dem einsamen Gipfel der Forclax *), die wir nun bestiegen, von wo wir noch eine weite Strecke zurück zu legen hatten bis zu dem Thale, wo wir diese Nacht über zu bleiben gedachten. Aber wie fand bey so erhabenen Umgebungen in unserem gleich gestimmten Busen Bangigkeit Raum! Eine lange Reihe bildend, von einander durch Intervalle getrennt, wie es auf schmalen felsigen Gebirgspfaden nicht anders seyn kann, riefen wir uns mit jenem gellenden Tone zu, den man auch in den Thälern von Steyermark und Tirol so oft hört; die Hufschläge der Maulthiere klangen uns wie die Schläge einer Pendeluhr. Endlich ging es vor uns hinab;

---

*) Forclar in der Landessprache so viel als Fourche, weil er mit den neben anliegenden höheren Bergen eine Gabel bildet.

wir merkten, daß wir uns dem Thale näherten; bald kamen Menschen mit Leuchten entgegen, die uns freundlich empfingen. Man sagte uns, daß wir in Trient wären, einem Dorfe, auf der Hälfte des Weges zwischen Martigny und Chamouny. Wir traten durch eine niedrige Thür ins Wirthshaus; dieß zeigte uns auf den ersten Blick, daß hier selten Reisende übernachten; zwey Abtheilungen, die eine für die Menschen, die andere für's Vieh, darüber ein Boden, machten das Ganze aus. Vorräthig fanden wir nichts als eine Art Brot, völlig gleich dem sogenannten Pumpernickel in Westphalen, und Kartoffeln. Da wir bisher immer auf gute Wirthshäuser gestoßen waren, so hatten wir uns mit nichts versehen. Zu unserer großen Freude fanden wir einen Kellnerburschen auf der Rückkehr nach Chamouny, den wir daselbst auf der letzten Reise kennen gelernt hatten; dieser hatte Butter mit sich und so bereiteten wir uns das einfache Abendessen selbst. Von dem nicht minder einfachen Nachtlager weckte uns der früheste Morgenstrahl.

Wir eilten ins Freye; eine kalte Luft wehte über die bereiften Gräser. Nun bemerkten wir erst, welchen hohen Berg wir den vorigen Abend hinab gestiegen waren; ein noch höherer, mit Wald bewachsen, lag vor uns als Arbeit für diesen Tag; ein mächtiger Gletscher glänzte über ihn hinaus; wir waren wie in einem ungeheueren Trichter eingeschlossen, dessen Mitte das Dörflein mit wenigen Wiesen ausfüllte. Eine so öde, und zugleich erhabene Abgeschiedenheit hatten wir in keinem der vielen Thäler gefunden, die wir schon betreten hatten. So unendlich wechselnde Mannigfaltigkeit bieten die Alpen in ihrem Innern! Die Strahlen der Sonne erhellten noch nicht den Gesichtskreis, als wir schon muthig den Berg hinan schritten. Die Maulthiere wurden nun überflüssig, denn die Berglehne wurde immer jäher; daher ist es auch nicht rathsam, sie die ersten Sommermonate zu passiren, weil in dem Dickicht des Waldes noch nicht aller Schnee geschmolzen ist. Dieser Wald schützt allein das Thal, daß es nicht die Lavinen in eine Eisgrube verwandeln.

Die Führer der Maulthiere wurden jetzt zur Unterstützung der Damen nothwendig. Zur größern Sicherheit und Erleichterung gehen die letztern zwischen zwey Stäben, welche ein Führer vorn, der andere hinten, wie die Handhaben einer Sänfte halten. Ich ging mit zwey jungen Fräulein, den Töchtern der Frau von H..., die dessen nicht bedurften, und dem Kellnerburschen, welcher sich zu uns hielt, voran. Dessen Leitung und meinem langen Alpenstocke trauend, kümmerten wir uns nicht um die Steilheit des Pfades und kletterten immer höher. Von Zeit zu Zeit horchten wir auf die Tritte der Maulthiere, welche uns die Nähe der übrigen Gesellschaft verkündeten. Auf einmal hören wir diese nicht mehr; in dem Glauben, daß wir zu schnell voran geeilt sind, bleiben wir stehen, um auf die Nachkommenden zu warten. Es vergehen mehrere Minuten, kein Laut dringt zu uns. Betroffen frage ich unsern Führer, ob er auch überzeugt sey, daß wir auf dem rechten Wege wären. Dieser betheuerte es, weil er ihn erst vor zwey Tagen gemacht, um nach M a r-

tigny zu gehen; es könne seyn, setzte er hinzu, daß die übrige Gesellschaft wegen der Maulthiere einen bequemeren Nebenweg eingeschlagen habe. Hierdurch beruhigt, gingen wir wieder vorwärts; wir traten aus dem Walde heraus, und ein bedeutender Berggipfel stand vor uns; allein mit einem Mal hörte alle Spur auf. Große Felsenstücke lagen vor den Füßen, die keinen Tritt mehr zuließen. Nun war nicht mehr zu zweifeln, daß wir uns verirrt hatten; an Zurückgehen konnten wir nicht denken, denn wie leicht konnten wir auf einen Seitenweg gerathen, und im tiefen Walde uns verlieren. Mehr Trost ließ uns immer das Freyhoffen. Mein Entschluß war sogleich gefaßt; über die Felsenstücke zu klimmen, und eine Höhe zu gewinnen, von der ich die tiefer liegenden Gegenden zu übersehen, und den wahren Weg zu errathen im Stande wäre, da mir die Richtung im Allgemeinen aus der Karte bekannt war. Dieß gelang mir, ich entdeckte eine Sennhütte seitwärts in weiter Ferne, auf welche nach der Beschreibung der Weg führte; ein grauer

Schieferfels, von welchem einige Jahre vorher ein Reisender, Namens Escher, herab gestürzt war, machte sie mir kenntlich. Ich eilte zurück zu den Fräulein, ihnen Muth einsprechend, deren Angst man sich denken kann. Wir mußten quer an dem Berge hin gehen, um zu jener Sennhütte zu gelangen. Hier fing die eigentliche Gefahr an; Steine lagen über einander gewälzt, welche eine Moosdecke mit Gesträuch verband. Jeder Tritt war hier unsicher; wo man sicher zu fußen glaubte, konnte man in eine Kluft mit dem Beine versinken; ein zarter, wankender Fuß konnte auch bey einer geringen Tiefe gebrochen werden. Daß ich alle Kraft, alle Besonnenheit sammelte, nicht um mich zu retten, sondern die beyden Fräulein, wie kann ich jetzt das ausdrücken, wie überhaupt jetzt die damalige Stimmung meiner Seele mahlen, die mir nur noch wie ein Traum vorschwebt. Die Gefahr in ihrer ganzen Größe nur zu deutlich einsehend, suchte ich sie meinen Begleiterinnen zu verbergen, damit die Zaghaftigkeit sich nicht vermehre, indem allein Ent-

schlossenheit Sicherheit geben konnte. Ich suchte, wo noch am leichtesten über die glatten Steine und das verwachsne Gestrüppe zu kommen war; ich sondirte jeden Fußtritt, und hob dann die jungen Damen wechselsweise, von jenem Burschen unterstützt, von einer Stelle zur andern. Wie lange das dauerte, weiß ich nicht mehr, da alle Vorstellung von Zeit bey einer heftigen Erschütterung des Gemüths, einer angestrengten Thätigkeit der Seele, schwindet. Endlich — man kann nicht freudiger Engel erscheinen sehen — erblickte ich in der Tiefe Menschen, die mir zuwinkten; ich erkannte in ihnen die Führer der übrigen Gesellschaft, sie erreichten uns bald; nun waren alle Schrecken vorüber. Von der Sennhütte aus eilten die Mutter und die übrigen uns entgegen; allen waren die Augen voll Thränen, denn seit zwey Stunden waren sie schon angelangt, und hatten in der bangsten Ungewißheit die Führer zurück geschickt, uns aufzusuchen. Die Einbildungskraft wurde noch reger durch die Erinnerung an das Unglück jenes Reisenden Escher, wovon das

Denkmahl schauderhaft vor Augen stand; ein Kreuz nimmt die schwarze Stelle oberhalb des Abgrunds ein. Der Führer, welcher in seiner Begleitung war, hatte ihn gewarnt, den glatten Fels zu ersteigen; aber gerade die Gefahr und die Vorstellung einer unbegrenzteren Aussicht reizte ihn. Er ersteigt ihn und kommt auch glücklich wieder zurück. „Es ist leicht" sagt er zum Führer, „hinauf zu kommen, aber der Rückweg ist gefährlich, es handelt sich besonders um die genaue Kenntniß einiger Stellen, auf die man treten muß. Nach mir können andere denselben Versuch wagen; zu ihrer Belehrung will ich die Vorsichtsmaßregeln auf einen Zettel schreiben, und diesen in eine Flasche stecken." Er thut dieß, nimmt die Flasche, klimmt noch einmal hinan, der Führer sieht ihn die Flasche niederlegen, aber gleich darauf in den grauenvollen Abgrund stürzen, aus dem er zerschmettert nur mit Mühe gewunden ward.

Lassen Sie, meine Leserinnen, sich nicht durch ähnliche Beyspiele abschrecken, die höheren Gebirge zu bereisen; vertraut man sich erprobten Führern

an, so ist man vor jedem Unfall sicher, da diese für ihren eigenen Ruf schon zu besorgt sind, als daß sie Reisende einer Gefahr aussetzten.

Trotz der Ermattung nach einer solchen Anstrengung, hatten wir uns in der Sennhütte bald erholt; so schnell weckt die ätherische Luft, die die feinsten Fasern des Körpers durchdringt, und der balsamische Duft der Blumen und Kräuter die verlorne Spannkraft wieder. Man überwindet in diesen Höhen Beschwerden, denen man in der tiefern Region unterliegen würde. Körperlich und geistig fühlt man sich den himmlischen Wesen näher. Der Weg ward nun bequemer, er führte über einen weiten Plan, den die himmelblaue Gentiana schmückte, zu dem Gipfel des Col de Balme hinauf. Dieser, dessen Namen entweder Balsamhügel oder richtiger Hügel der Höhle zu deuten ist, bildet, wie viele dergleichen Übergangspuncte der Schweizer Alpen, einen großen Damm oder Brücke zwischen weit höheren Gebirgen, deren Schutt und Trümmer frühere Revolutionen unsers Weltkörpers

in Jahrtausenden in ihrer Mitte aufgehäuft haben. Von gleicher Beschaffenheit sind die beyden Scheidecks im Berner Oberlande; doch ist der Col de Balme unter allen am höchsten, er ist gegen 7100 Fuß über der Meeresfläche. — Noch war die Aussicht beschränkt, und blieb es, bis wir den Gipfel erreichten. Hier aber eröffnete sich eine neue Welt, eine unerschöpfliche Fülle von Ansichten den trunkenen Blicken. Wir waren Alle wie von einem electrischen Schlage getroffen, und doch hatte ein Aufenthalt von mehreren Monaten in den Gebirgen uns mit ihren Wundern vertraut gemacht. Das ersehnte Chamouny-Thal, 5 Stunden lang, dehnte sich in der Tiefe hin; wie die Ufer eines Stromes steigen die Bergketten zu beyden Seiten jäh, ohne schroff zu seyn, in die obern Regionen empor. Hier breitet sich ein weites Eismeer aus, dessen Verbindungen dem Auge aber entgehen, wegen der vielen Felsennadeln (Aiguilles nennt sie passend die Landessprache), welche aus ihm heraus stehen; sie gleichen gothischen Thürmen. Denkt man sich eine Reihe

vergrößerter Stephansthürme, so hat man ein annäherndes Bild. Doch alle beugen sich wie untergeordnete Gestalten vor einem mächtigeren Gebiether; der Montblanc mit seiner umfassenden Kuppel, mit dem blendendsten Schnee durch die grauen Nadeln glänzend, beherrscht sie alle. Sehr charakteristisch nennt der Thalbewohner das Gewölbe, auf der dem Gipfel ruht, Dome de Gouté *); so begegnen sich die erhabensten Anschauungen religiösen Sinnes, welche die gothische Baukunst verkörpert hat, mit den prachtvollsten Formen der Natur. Und von diesen Gipfeln strömen die Gletscher in den Klüften bis in die blühende Pflanzenwelt des Thales, wo ihre Eismassen auch den sengendsten Sonnenstrahlen trotzen. Auf der entgegen gesetzten Seite sind die Berge minder hoch, und mehr von Wäldern bewachsen, nur auf einzelnen schneebedeckten Gipfeln ruht das Auge. Darneben schlossen die Firnen einen Kranz, an deren Fuß wir vom Genfer See

*) Es ist ein Dom von Thürmen umgeben.

aus gegangen waren und reihten sich an die Berg-
ketten von Wallis. In die Mitte dieses Thales
nach Sitten und bis zum Gotthard bringt der
Blick. Ein überraschenderes Schauspiel erhöhte hier
aber unsern Genuß. An einander hängende Wolken
gleich Wogen geschart, überzogen das ganze Thal
von Wallis, sie hingen tief unter uns; die Son-
nenstrahlen, deren wir uns und die höchsten Gipfel
erfreuten, hatten sie noch nicht aufgelöst und durch-
drungen. — Dieser erhaben schönen Aussicht standen
alle übrigen nach, die wir auf hohen Standpuncten
genossen hatten; nicht der an Mannigfaltigkeiten rei-
chere Gesichtskreis vom Rigi aus; nicht die magi-
sche Beleuchtung des Halbzirkels von Hörnern und
Firnen, der das Berner Land umzieht, nahm die
ganze Seele so ein. Vielleicht ist sie auch einzig, denn
nirgends steigt ein Berg 11,000 Fuß (in senkrechter
Richtung) unmittelbar aus dem Thale, wie hier der
Montblanc; die Kordilleras in Amerika selbst
nicht, auch haben diese nicht den Reichthum an reizen-
den Formen mit den Alpen gemein.

Mit Mühe nahmen wir von dieser Bergwarte Abschied, um zum Hauptorte des Thales, le Prieuré zu gelangen.

Es durchströmte uns Alle die heiterste, freudigste Empfindung, als wir längs der schäumenden Arve, die das ganze Chamouny-Thal durchströmt, hinabzogen und die erhabenen Ansichten sich vor uns entfalteten, die wir vom Gipfel des Col de Balme in einem Überblicke zusammengefaßt hatten. Die Strahlen der Mittagssonne, zurückgeworfen von den blendenden Rücken der Berge, hoben das Hellgrün der Wiesen, das Dunkel der Wälder und Felsen, durch welche die Gletscher weißgrau sich hinabdehnten, die Fluthen des Stromes, in hellerm Glanze durch die klarste Luft hervor. Wenn unsere Blicke staunend an den allgemach sich erhebenden Abhängen zu den in die Wolken aufsteigenden Gipfeln hinanstrebten, und die Seele mit Ideen der Erhabenheit erfüllten, so weilten sie dann um so vergnüglicher auf der friedsamen idyllischen Welt des Thales. Die Häuser hingen so lieblich an den Hügeln, bald einzeln, bald vereinigt

mit einer hohen Mauer zum Schutze gegen die hier besonders furchtbaren Lawinen umfaßt; die Weiden waren um sie so üppig, und auf ihnen trieben wohlgestaltete Jünglinge oder Mädchen die zerstreuten Herden so fröhlich, daß es uns däuchte, als breite sich der Schauplatz der theokritischen Dichtungen vor uns aus. Wie ganz anders war das alles vor einem Monat! Auch da umgab uns dieselbe Welt, aber verschleyert, ungeahnet. Die Nebel flogen von den Bergen herab bis an die Dächer der Häuser, grausend schauten durch sie die schmutzigweißen Gletscher im Thale, und wenn sie sich auf einen Augenblick aus einander theilten, die grauen Felsnadeln der Höhen. Hie und da hatte ein einzelner Hirt, durch das über die Schultern gehängte gefleckte Fell und den großen runden Hut sich seltsam auszeichnend, sich an ein Felsstück gelehnt: die trübe Einöde erregte Schauer. — Jetzt erkannten wir den Boden nicht wieder, auf dem wir damals gestanden. — Begegnet es uns nicht auch oft so im Leben, daß Leidenschaften, Begierden, Besorgnisse nebelhaft unser inneres und äußeres Auge

umtrüben! Wir sind dann blind gegen die nächsten Umgebungen; was Freundschaft und Liebe, was Natur und Menschen uns darbiethen, verkennen wir, die Quellen der reinsten Freuden verbergen sich uns: aber vermöchten wir es nur, uns auf eine lichte Höhe der Besonnenheit zu schwingen, wie bald würde der Wahn sich auflösen.

Wie wir vor den ersten beyden Gletschern, Glacier d'Argentiere und de la Tour, welche in ziemlicher Ferne von uns links liegen blieben, vorüber waren *), so senkte sich der Boden nach dem Hauptorte le Prieuré zu. Dieser nimmt fast die Mitte ein. Wir erkannten jetzt genau die Gestalt des Thales. Es ist von allen Seiten geschlossen, und dehnt sich in fast gerader, gegen fünf Stunden langer, Richtung von Nordost nach Südwest in Gestalt eines tiefen Schiffskieles.

Schon in einiger Entfernung vom Orte kamen uns eine Menge Führer, aufmerksam gemacht auf den

*) In das Thal laufen vier große, und zwey kleine Gletscher (glaciers) von den höhern Eisbergen hinab.

großen Zug, den unsere Gesellschaft bildete, entgegen, um ihre Dienste anzutragen. Bald erkannten uns Einige unter ihnen und diese drückten ihre Freude auf eine sehr gutmüthige und naive Art aus. Sie grüßten uns herzlich und ließen sich mit Redseligkeit über die Schönheiten aus, die sie uns zeigen wollten. Diese Leute hatten schon früher unsere Theilnahme erweckt.

Fast alle männlichen Bewohner nicht allein von le Prieuré, sondern auch von den nähern Gegenden suchen sich bey den Reisenden zu beschäftigen, und den kurzen Sommer hindurch einen Zehrpfennig für den Winter zu gewinnen. Bildsam, rührig, empfänglich von Natur, haben sie durch den Umgang mit so vielen gebildeten Fremden einen eigenen Charakter angenommen; die älteren haben sich in Gesellschaft von dem berühmten Saussure und anderen Genfer Naturforschern manche Kenntnisse erworben. Sie vereinigen ländliche Einfalt mit den Wendungen feinerer Bildung. Ihre Mundart ist zwar ein Patois, aber sie wissen sich in der französischen Sprache rein und geläufig auszudrücken. Was nur immer den Rei-

sende für Auskunft begehrt über die eigenthümliche Beschaffenheit des Thales, die Namen der Berge, die angränzenden Bezirke, er wird von ihnen befriedigt werden. Man merkt es ihnen deutlich an, daß nicht Gewinnsucht allein sie spornt, daß die Natur sie wahrhaft interessirt. Einige sind im Besitz ansehnlicher Sammlungen von Fossilien und Pflanzen, andere haben Kunstfertigkeit geübt. So ist einer, der vorzügliche Abbildungen in Relief von dem Thale, den Gletschern und Bergen nach ihrer natürlichen Lage und Farbenansicht verfertigt; man kann diese von verschiedener Größe haben, bis zur Form eines mäßigen Buches in Quart herab, und für einen billigen Preis. Wie dergleichen die anschaulichste Vorstellung der Gegenden und die trefflichste Anleitung zu eigenen Reisen geben, ist jedem bekannt.

Und diese Leute lebten vor der Ankunft Saussure's, der zuerst den Montblanc bestieg, in völliger Abgeschiedenheit und in Unbekanntschaft mit der übrigen Welt, so daß man sie für Barbaren hielt. Die Versuche, die man von Genf aus im Jahre 1741

machte, in diese furchtbare Wildniß einzudringen, wurden als ein groſes Wagniß angesehen und blieben lange Zeit ohne Nachahmung.

Besonders achtungswerth erscheinen sie dadurch, daß ihre natürliche Einfachheit durch die Laster, welche sich im Gefolge verfeinerter Lebensart befinden, im Allgemeinen wenig angesteckt ist. Religiosität, Anhänglichkeit an den heimischen Boden, sind nicht die Vorzüge einzelner, sondern Eigenthum des ganzen Völkchens. Wenn auch der lange Winter, der oft plötzlich in die schönsten Sommertage schneidend hineinstreicht, sie jedes Jahr von neuem in die frühere Abgeschiedenheit versetzt, wenn auch der Ertrag des rauhen Bodens, nicht selten von frühzeitiger Kälte geraubt, gar gering ist, und die Lebensmittel aus weiter Entfernung auf den rauhesten Wegen herbeygeschafft werden müssen; so reißt sie das doch nicht von der Wiege ihrer Kindheit, den Lockungen der Fremde zu folgen. Mit Lebensgefahr klimmen sie dann über die Eisfelder nach dem Thal von Aosta, oder nach Wallis, um durch Handel das Leben zu fri=

sten So ist denn wohl das Frohlocken ungeheuchelt, mit welchem sie bey wärmerem Sonnenstrahle den Reisenden entgegen eilen!

Für bequeme Aufnahme ist hinreichend gesorgt: wir wählten unter den beyden Gasthöfen l'Hôtel d'Angleterre und la Ville de Londres den letztern und bemerkten gleich beym Eintritt, daß er sein Schild nicht mit Unrecht führe. Denn in dem oberen Saale waren alle Wände nicht allein mit Namenszügen hauptsächlich von Engländern, sondern auch mit Caricaturen oder Zeichnungen dieser Gäste, welche hie und da ein lustiger Franzos mit Denksprüchen ausgestattet hatte, überdeckt; ja in dem daliegenden Erinnerungsbuche hatte ein Engländer mit den Ausbrüchen seiner Empfindungen neun lange Folioseiten überschwemmt. Man war aber hier, wie durch die ganze Schweiz, mit ihnen nicht so wohl zufrieden, wie sonst, da sie der Sehnsucht, welche man nach ihnen in den französischen Kriegen gefühlt hatte, nicht entsprachen und kärglicher Haus hielten, als Deutsche und Franzosen. Mir machte es viel Freude,

wenn ich solche unter ihnen, die beyde Indien gesehen und auf allen Reeden geschifft waren, mit Staunen, ja mit Begeisterung die Colossen der alten Welt betrachten sah.

Vor allem kosteten wir von dem aromatischen weißen Honig, den uns der Wirth als das beste Geschenk des Thales anrühmte und fanden ihn so wohlschmeckend, daß wir auch den hymettischen uns nicht vortrefflicher vorstellen konnten. Nach dem Mahle schlugen die Ermüdeten kleinere Spaziergänge vor; ich aber, mich noch rüstig fühlend, wollte den Tag nutzen, nahm einen Führer und ging, auf einen tüchtigen Alpenstock gestützt, nach dem Gletscher Bossons. Dieser ist etwa eine Stunde vom Dorfe entfernt und liegt der Straße nahe, die von Genf aus hereinführt. Man gelangt durch Felder, auf denen, troß der Höhe des Thales, etwas Weizen gebaut wird, zu einer Hütte an einem Hügel, die den Gletscher den Namen gegeben hat. Ein Landmann trat heraus und gesellte sich zu uns. Ein Fußsteig krümmte sich durch einen Tannenwald, längs eines Baches,

aufwärts und endigte in eine Wiese. Welche Überraschung! Mächtige Granitblöcke, wie Trümmer einer Riesenburg, lagen über einen Wall von Sand und Kieseln über einander gestürzt. — „Es sind Steine, vom Montblanc losgerissen,“ sagte mein Führer, „der Gletscher treibt sie auf seiner Oberfläche nach und nach herunter und thürmt sie vor sich auf.“ — Über dieses Gemäuer und die nahen Tannen ragen weit hinaus die schroffen Eismassen des Gletschers in den wunderbarsten Gestalten. Säulen, Pyramiden, Bogen und Gewölbe spielen in dem schönsten Meergrün, geglättet von den herabtriefenden Wässern. Es war mir, als ich in die Spaltungen eintrat und der erquicklichen Kühlung genoß, als befände ich mich in den krystallenen Pallästen der Wassergötter und als stiegen die luftigen Geister vor mir auf, die Fouque in seiner Undine so lieblich hervorgezaubert hat; Kühleborn sprudelte in dem Bache, in welchem die schimmernden Wasserfäden sich sammelten. — So wetteifert der Dichter mit der Natur, die Natur mit

dem Dichter, beyde schöpferisch, beyde ewig jung und ewig grün.

Die vielfachen regelmäßigen Gestalten, die in dem alles vereinigenden Schnee eines jeden Winters zusammenstürzen, und jeden Sommer neu sich bilden, zeichnen diesen Gletscher vor allen übrigen aus; es ist keiner bekannt, welcher hierin ihm ganz gleichkäme. Sie haben ihren Grund in der Lage des Bodens. Wenn die übrigen aus den obern Gebirgen, deren Zwischenräume fortlaufendes starkes Eis füllt, durch die Schluchten sich in die Thäler drängen, dort auf sanftern Flächen sich ausdehnen und an ihrem Ausflusse eine von Staub und Sand beschmutzte Oberfläche zeigen, so wird dieser in seinem jähen Falle durch den hügeligen Boden aufgehalten; der nahe Tannenwald setzt ihm Gränzen und daher spaltet und bricht er sich so wundersam. Die Strahlen der Sonne und die innere Erdwärme lösen die äußern Wände des Eises täglich in Wasser auf, und so erhält sich der reine Krystallglanz. Das Geschmolzene wird aber von oben ersetzt, denn die höhern Eislagen drücken

durch ihre Last herab und schieben die unten liegenden unmerklich vorwärts. Je mehr sich der Schnee in heftigen Wintern in den Höhlen gehäuft hat, je heißere Sommertage darauf folgen, desto näher drängen sich die Eismassen herab. So waren in diesem Sommer die übrigen Gletscher des Thales gegen 70—80 Fuß weiter, als gewöhnlich, vorgerückt, so daß man selbst um den Umsturz naher Hütten und Verwüstung von Wiesen besorgt war. Allein gelindere Winter, gleichmäßigere Witterung hemmen ihr Weiterschreiten und stellen das Gleichgewicht in diesen Eisbergen wieder her, welche die Natur zu den Wasserkammern bestimmt hat, aus denen die Ströme der schönsten Länder Europa's gefüllt werden. Nur selten geschieht es, daß ein starker Winter ein grünes Felsthal mit Eis anfüllt, das die folgenden Sommer nicht zu schmelzen vermögen; dann entsteht ein ganz neuer Gletscher, ein drohender Nachbar für die vorher sorglosen Alpenhirten.

Wir stiegen einen steilern Fußpfad hinan, bis wo das Eis eine ebene Fläche bildet, welche man in ei-

ner Viertelstunde ohne große Beschwerde überschreiten kann. Auch Damen können hier eine Anschauung von Eisgebirgen und ihrer Besteigung sich ohne große Mühe verschaffen. Das Eis, in seinem Aussehen aufgethautem Schnee gleich, der plötzlich gefroren ist, hebt sich wellenartig, die Einförmigkeit, welche dem fernern Auge erscheint, verschwindet dem nähern. Das von der Sonne geschmolzene Wasser sammelt sich in Becken, rieselt schwach und langsam oder stürzt in kleinen Wasserfällen durch die Spalten, welche die Masse quer durchlaufen; tief im Innern rauscht es dann in stärkern Bächen. Einzelne, von den höhern Bergen losgerissene, Felsstücke liegen oben auf und indem die Spalten sich weiter ausdehnen, werden sie vorwärts getrieben, bis sie unten am Gletscher herabstürzen. „Sehen sie diesen Stein," sagte der Führer, der mich auf der Eisbahn mit dem nachgefolgten Landmann in die Mitte gefaßt hatte, „dieser ist morgen früh vielleicht um acht Fuß weiter gerückt und diese Spalte, über welche wir jetzt gemächlich schreiten, ist kaum zu überspringen und wir müssen sie um-

gehen.“ Dieß ist eins der größten Hindernisse bey weitern Reisen in den Eisfeldern, daß die Oberfläche sich so bald ändert; Ritzen findet man bey der Rückkehr zu Spalten und Klüften erweitert, Flächen in Vertiefungen verwandelt.

Der anfangs unsichere Schritt auf dem schlüpfrigen Pfade wurde bald muthiger und kühner; schon versuchte ich ohne Führung zu gehen. Auch in dem erstarrten Eise scheint das Wasser seine geheime Anziehungskraft auszuüben, wie jeder Schlittschuhlaufer an sich erprobt. Gern wäre ich noch weiter vorgeschritten, aber wir gelangten zu der entgegengesetzten Seite des Gletschers und sahen die Dämmerung aus den Tiefen an den Bergen hinanschweben. Mit verdoppelten Schritten eilten wir dem Dorfe zu; ich sparte mir den Rückblick auf die heitern Berge auf bis dicht vor dem Orte, den schon Nacht umfing. Welche Belohnung, als ich nun auf einmal den Montblanc, abgesondert von der dunkeln niedern Erde in glühender Glorie wie aus einer andern Welt herüberleuchten sah! Die Majestät dieses Anblickes

zeigte der sinnlichen Anschauung Verschmelzung des Irdischen mit dem Himmlischen. Kein Pinsel kann dieses magische Licht, das den Schneeberg nach Sonnenuntergang umströmt, wiedergeben; die Natur selbst gibt es in der ganzen Fülle nur bey einer eigenen Beschaffenheit der Atmosphäre. Wenn es erlaubt ist, das Erhabenste in einem kleinen Bilde aufzufassen, so gleicht es dem sanften Lichte, das eine erhellte krystallene Kugel, mit einem rosenfarbenen Schleyer umzogen, gibt.

Als ich im Wirthshause wieder eintraf und wir gegenseitig das Gesehene beschreibend austauschten, so ließen sich bald Zweifel und Besorgnisse vernehmen. Eine fremde Dame war eben vom Montenvert zurückgebracht; sie hatte der Neigung nicht widerstehen können, sich auf dem Eismeere zu versuchen, sich aber, vielleicht weil sie zu behutsam war, den Fuß vertreten. Es war zwar nicht von Bedeutung, allein unsere weibliche Gesellschaft wurde dadurch von der Besteigung des Montenvert völlig abgeschreckt, da überdieß der Weg hinauf als sehr steil

geschildert wurde. Man erinnerte sich zugleich, daß auf eben diesem berüchtigten Eismeere vor längerer Zeit eine deutsche Fürstinn den Fuß gebrochen und nur ein wunderbares Geschick größerem Übel vorgebeugt habe. Es befand sich nämlich zufällig unter den anwesenden Fremden ein Wundarzt; er erschien jetzt wahrhaft als ein rettender Genius. Dagegen suchten die Führer durch ein erfreulicheres Beyspiel aufzumuntern. Eine verehrte hohe Person, welche von dem Throne, dessen Zierde sie war, bescheiden in den ihrem Herzen näheren Kreis zurücktrat, und der wir auf ihrer Rückreise, welche in einem benachbarten Gebirgslande einem Triumphzuge glich, selbst begegnet waren, hatte mit ihrer Gegenwart auch diese Thäler beglückt und das Eismeer bestiegen. Ihr Muth und die seltene Sicherheit auf der ungewohnten Bahn hatte die Führer selbst in Erstaunen gesetzt, so daß sie sich noch jetzt in Lobeserhebungen ergossen. Dieß flößte aber keineswegs Zuversicht zu den trüglichen Elementen ein, und es wurde für den folgenden Tag beschlossen, die Gletscher im Thale zu besuchen.

Ich konnte mich weniger dazu verstehen, der Erreichung eines Zieles, welches vor meinen Augen stand, zu entsagen. Es galt aber Eile, da diese Reise gewöhnlich das Werk eines ganzen Tages ist und wir nicht lange mehr verweilen konnten. Daher nahm ich mir vor, in aller Frühe aufzubrechen.

Der Morgen schimmerte nur schwach von den Zinnen der Berge; noch ruhte auf dem Thale die Stille der Nacht, durch welches die Gletscherwasser feyerlich rauschten, als ich mit dem Führer ins Freye trat. Der Montenvert, auf den wir zugingen, begrüßte uns von seinen waldigen Abhängen mit einer schneidenden Luft; sie bereifte die Gräser der Wiesen. Einige Sterne blinkten noch aus dem Äther, in dessen reines Blau die schwarzen Berghöhen in den schärfsten Umrissen hineindunkelten. Nicht die sanften, schwebenden Schatten der Frühe in den Ebenen, erblichen vor der nahenden Morgenröthe, nur erhabene Gestalten, gebiethend über die niederen Tiefen, traten uns immer heller entgegen. Mein frommer Führer bethete ein stilles Gebeth.

Wie wir in den Wald, der über den ganzen Montenvert hinhängt, kamen, wurde der Weg steiler und steiniger, aber die stärkende Morgenluft ließ die Anstrengung nicht fühlen, so wie der durch die Bäume stets freye Blick in's Thal auf die nun lichteren Gemälde die Seele beschäftigte; die Häuser wurden kleiner und kleiner, die unteren Gegenstände flossen immer mehr in einander, während die Berge gegenüber uns die Stirne bothen und ein Maß abgaben, welche bedeutende Höhe wir hinanstrebten. Die Spitze des Montenverts liegt beynahe 2600 Fuß über dem Thale *); der Weg geht 3 Stunden lang fortwährend an der Berglehne hinauf, daher ermüdet er den Fußgänger gar sehr; er ist jetzt auch für Maulthiere eingerichtet, diese schreiten aber so langsam, als wenn sie jeden Stein zählten. Auf der Hälfte des Wegs biethet eine Quelle einen Ruheplatz und Erquickung; an den überhängenden Felsen, aus denen sie sprudelt, weiden einige Ziegen. Von hier an wurde

*) Die Mitte des Thals, le Prieuré liegt 3168 über der Meeresfläche.

der Berg noch abschüssiger, an einer Stelle war Behutsamkeit nöthig, doch eigentliche Gefahr nicht vorhanden; endlich zeigte mir der Führer eine Schlangenlinie in der Ferne mit den Worten: »Dort geht es zum Gletscher des Bois hinab, der von dem Eismeere ausgeht. Nun sind wir bald oben.“

Jetzt hatte sich das Thal den Augen entzogen, nur das Dunkel der Felsen wechselte mit der Weiße ihrer Schneewände; in der schauervollen Öde hörten wir keinen Laut, als unsere Tritte. Da sahen wir das Häuschen, welches auf dem Gipfel des Berges für die Fremden erbauet ist; ein eben so ergetzlicher Anblick in der Einsamkeit, indem es an Geselligkeit mahnt, als ein höchst wohlthätiges Obdach für den ermatteten Wanderer, besonders wenn Frost und ungestümes Wetter, wie nicht selten, ihn hier überrascht. Den eigenen Reiz, den auch die kleinste Hütte hat, fühlt man nur tief in den Gebirgen. Wir blieben auch nicht ganz allein. Ein Ziegenhirt, eine kräftige ansprechende Gestalt in ein Fell gehüllt, bewillkommnete uns. Er hat an einem Fel-

sen tiefer hinab ein Dach gestützt, und treibt seine Herde über das Eis auf die Weiden an der Aiguille de Dru. Ich sprach Einiges mit ihm, indem ich den Führer zum Dolmetsch gebrauchte, und seine Reden verriethen einen gesunden, klaren Sinn; sein froher Muth ließ keine Unzufriedenheit mit diesem Aufenthalte vermuthen. So habe ich auf den entlegensten Alpen, auf unbesuchten Gebirgen Tirols, in den tiefsten Thälern des Riesengebirges und des Harzes die Menschen stets gefunden, frohsinnig bey Entbehrung aller Genüsse, ohne Begierde bey dem einförmigen Gleichmaß ihrer Lage, wo fast kein anderer Wechsel Statt findet, als der der Jahreszeiten und der Witterung; dabey voll Zuversicht und Glauben. Allein der Umgang mit der fessellosen Natur, die die ganze Seele ausfüllt, gebiert und nährt solch klares heiteres Gemüth; in dem Gewühl der Vergnügungen, in den Irrgängen des Lebens wird dieses geschwächt oder ganz erstickt.

Nachdem wir in dem kleinen Gebäude gefrühstückt hatten, stiegen wir zum Eismeer hinab.

Ein Meer kann man es eigentlich nicht nennen, da es eine halbe Stunde breit und zwey Stunden lang ist, allein es kann als ein Theil jenes großen Meeres betrachtet werden, welches sich höher auf mehrere Meilen zwischen den Bergen ausdehnt. Überdieß ist der Name ein sehr entsprechendes Bild, denn, hat man den hohen Steinwall überstiegen, so zieht sich der Eisstrom wellenförmig hin, wie wenn ein Meer, im Sturme Wogen treibend, vom Froste gefaßt wird und erstarrt. Die wundervolle Größe und Schönheit der ganzen Scene faßt dann das Auge, wenn man bis in die Mitte vorgedrungen ist, wo von dem geschmolzenen Eis die klarsten Wasserbäche neben und unter den Füßen rieseln, die Sonnenstrahlen sich in bläulichen Spalten brechen und die ganze Masse erscheint, als warte sie auf das Zauberwort, das sie plötzlich im Flusse aufgehalten hat, um wieder frey dahin zu strömen. Neben sich erblickt man den Abhang des Montenverts ganz mit Alpenrosen übersäet, deren sanftes Roth so reizend absticht gegen die hintern Fels-

stücke und gegen den schroffen Obelisken Dru auf der Gegenseite.

Diese erhabene Schaubühne — denn so schließt sie der Halbkreis von Felsen ein — ist in ihrer Pracht und Herrlichkeit einzig; will man sie in größerem Maßstabe genießen, so verwendet man noch Einen Tag, um zum Talèfre-Gletscher vorzudringen, in dem eine kleine Wiese, mit blühenden Alpenpflanzen mitten aus dem Eise lacht: — sie heißt daher le jardin oder courtil: ihre Höhe ist 8000 Fuß über dem Meere.

Die Alpenpflanzen blühen aber nicht immer, die Sonne strahlt hier seltner, wo die Nebel ihr Reich haben; daher wird so mancher Reisender in seinen Erwartungen getäuscht; daher die vielen Klagen, auf die man in dem Stammbuche im Häuschen auf dem Montenvert stößt.

Mir ward es schwer, mich von dieser Aussicht zu trennen; allein mein Führer bat mich umzukehren. Es war Sonntag und er wünschte noch die Messe zu hören. Dieses fromme Verlangen ehrend,

nahm ich von den herrlichen Erscheinungen Abschied, wir wählten den kürzern Pfad, der noch jäher, als der erste, zu dem Ausflusse des Eismeeres hinabführt, dem Gletscher des Bois. Dieser erreicht bey weitem nicht den Bossons in Reichthum und Pracht der Formen; eine eigenthümliche Zierde zeichnet ihn aber aus. Ein großes Eisgewölbe spannt sich einem crystallenen Brückenbogen gleich, und überdeckt eine tiefe Grotte, aus der der Arveiron — ein Nebenfluß der Arve — über Stein- und Eisblöcke schäumend braust. Jeden Frühling bauet sich diese glänzende Pforte neu, zuweilen bis zu 150 Fuß Höhe; aber leider ist sie seit einigen Sommern gesenkter und enger, und es steht zu befürchten, daß sie endlich ganz verschwindet. Denn in diesem Sommer hatte der Arveiron auf einmal sich einen neuen Ursprung gebrochen; er stürzte hoch von dem Berge aus einer Eishöhle und der mächtige Wasserstrahl, der ungebrochen in die Tiefe schoß, bildete einen der schönsten Fälle. Der Führer versicherte, das Eisgewölbe habe allmählich abge-

nommen seit folgendem unglücklichen Ereignisse im Jahre 1797. Ein Fremder aus Genf, der in Begleitung seines Sohnes und Vetters den Gletscher besuchte, wagt sich in die Grotte hinein, und will in dem Innern eine Pistole abschießen. Vergebens bemühen sich die Führer ihn von dem tollkühnen Unternehmen abzuhalten; er drückt die Pistole ab, und in dem Augenblick bricht das Gewölbe mit fürchterlichem Geprassel ein; der Strom schwillt wüthend an und reißt jene Drey mich sich. Kaum konnten der Vater und Vetter gerettet werden, beyde hatten das Bein gebrochen; der Sohn fand in den Fluthen den Tod.

Der Gletscher ist vom Dorfe eine Stunde entfernt. Es war 11 Uhr vorüber, als wir uns diesem näherten; ich freute mich, in so kurzer Zeit eine Reise vollendet zu haben, zu der sonst ein ganzer Tag verwendet wird. Der Führer lobte meine Fertigkeit im Bergsteigen, und fragte mich, ob ich nicht auch Lust hätte, mich auf dem Montblanc umzusehen. Ich drückte mein Verwundern über diese

Zumuthung aus, und erinnerte ihn an die Gefahren, die Saussure zu bestehen gehabt hatte. »Damals,« erwiederte er, »mußte erst der Weg ausgekundschaftet werden; jetzt wissen unterrichtete Führer die Richtung genau, die zu nehmen ist. Mehrere von uns sind schon gegen zwanzig Mal auf der Spitze gewesen; selbst ein Mädchen aus dem Thale hat die Gefahr glücklich bestanden. Die Reise kostet drey bis vier Tage. Sehen Sie jenen hervorstehenden Abhang, da wird die erste Nacht geblieben. Von hier gelangt man in ziemlich gerader Linie in die Eisfelder; auf ihnen bringt man die zweyte Nacht zu. Den dritten Morgen erreicht man die Spitze, und an demselben Tage macht man die Rückreise, die viel leichter und schneller vor sich geht. Sie können begreifen, daß viele Anstalten müssen getroffen werden, und diese sind kostspielig. Es erfordert mehrere Führer, und noch mehr Träger. Es werden Lebensmittel, ein Zelt, Holz, um Feuer zu machen, Seile und Leitern, um über die Eisspalten zu gelangen, mitgenommen. Diesen Sommer

machten zwey Engländer den Versuch, und damit es ihnen an nichts mangelte, dungen sie 18 Personen aus dem Thale. Aber durch die zu große Anzahl entstand Unordnung; am zweyten Tage fiel einer in eine Spalte und die beyden Reisenden wurden dadurch von weiterem Vordringen abgeschreckt, und kehrten unverrichteter Sache wieder um."

Während dieses Gespräches hatten wir die Kirche erreicht, die in einiger Entfernung vom Dorfe auf einer Anhöhe liegt. Es ist die einzige im Thale, ein einfach und geschmackvoll ausgeführtes Gebäude. Das Innere war würdig und ohne Überladung ausgeschmückt. Die Thalbewohner waren gut gekleidet, aber in keiner hervorstechenden Landestracht. Die Mädchen und Frauen hatten den Kopf mit einem langen weißen Tuche verhüllt, wahrscheinlich nur zum kirchlichen Gebrauch, so wie in den Städten der Schweiz die Frauenzimmer Schleyer anlegen, wenn sie in die Kirche gehen. Stille erhebende Andacht herrschte durch die ganze Versammlung.

Den Nachmittag ging ich der übrigen Gesellschaft

entgegen; Alles war verwundert, mich schon zurückgekehrt zu sehen. Nach mannigfaltigen Gesprächen dachten wir an den Plan unserer weiteren Reise. Da wir das erste Mal über Genf, das zweyte Mal über den Col de Balme gekommen waren, so blieb uns nur noch ein gangbarer Ausweg übrig, der durch das Thal Valorsine und über die Tete noire nach Trient und Martinach führt. Er ist beschwerlicher als die übrigen und wahrhaft schauderhaft. Es sind dort die wildesten Felsgruppen, die man sich denken kann. — Doch ich habe schon zu viel von Bergen und Eis gesprochen, so daß ich fürchte, zu ermüden.

Inhalt.



